

SOZIOLOGIE MAGAZIN

Publizieren statt archivieren

#2
2014

Emotionen

Wie sozial sind unsere Gefühle?

Verlieben im Cyberspace *Vivien Milz, Annina Stahl und Dr. Nina R. Jakoby*
Vorsicht, ansteckend! *Beate Eichmann* | Experteninterview
mit Prof. Dr. Sighard Neckel *Nadja Boufeljah* | Orientie-
rung, Authentizität und Gefühl. *Eva-Maria Bub*
Emotionen, Behavioral Finance &
Animal Spirits *Julius Brandt*

Außerdem: ausgewählte Fachliteratur | Beitrag zum Peer Review Verfahren
des Soziologiemagazins | Fotografien aus „Call4Pictures“ | Konferenzen-,
Tagungs- und Workshoptermine 2014/2015 u. v. m.

Emotionen

Liebe Leser_innen,

wie sozial sind unsere Gefühle? Damit beschäftigt sich die aktuelle Jubiläumsausgabe des Soziologiemagazins. Zum zehnten Mal produzieren und veröffentlichen Student_innen bzw. Absolvent_innen der Soziologie und verwandter Fachbereiche das Soziologiemagazin. Hierauf sind wir sehr stolz! Und auch dieses Mal widmen wir uns einem überaus interessanten und komplexen Forschungsfeld: Emotionen aus soziologischer Perspektive. Dass es sich hierbei um ein Querschnittsthema handelt, beweisen die zahlreichen Publikationen zum Thema innerhalb der Psychologie und den anderen Neurowissenschaften. Doch auch eine soziologische Erschließung und Ergründung erwies sich als ebenso aufschlussreich.

Wenngleich sich bereits einige soziologische Klassiker wie Max Weber, Émile Durkheim, Georg Simmel, Norbert Elias und Erving Goffman mit Emotionen beschäftigt haben, kann dennoch von einer emotionssoziologischen Abstinenz bis in die 1970er Jahre gesprochen werden. Die (Wieder-)Entdeckung des Themas bescherte einen weiteren soziologischen *turning point*: Viele sprachen bereits von einem *emotional turn* innerhalb der Soziologie und tatsächlich wurden Emotionen in den vergangenen Jahren einige

Aufmerksamkeit zuteil. So handelt es sich mittlerweile um ein vielseitiges und etabliertes Forschungsfeld innerhalb der Soziologie, was sich auch an den zahlreichen und vielfältigen Einsendungen eurerseits widerspiegelt. Euch hierfür vielen Dank! Nach einem einführenden Interview mit dem Emotionssoziologen Prof. Dr. Sighard Neckel bilden drei Artikel unsere neue Rubrik *Schwerpunkt*, die den alten Call-Teil ablöst und insbesondere thematisch einschlägige Themen behandelt: Zum einen untersucht Julius Brandi aus emotionssoziologischer Sicht die Rezeption von Emotionen innerhalb der Wirtschaftswissenschaften und deren Funktionsweisen für die Finanzmärkte. Zum anderen beschäftigt sich Eva-Maria Bub in ihrem Artikel mit Emotionen als verleblichte Positionierungen, emotionalen Ambivalenzen und ihrer paradoxalen sozialen Codierung im Kontext von Entscheidungsunsicherheiten. Das Gemeinschaftswerk von Vivien Milz, Annina Stahl und Dr. Nina R. Jakoby setzt sich darüber hinaus mit dem aktuellen Thema des Verliebenseins im Cyberspace auseinander. Sie gehen dabei der Frage auf den Grund, wie sich das Verlieben in diesem Kontext gewandelt haben könnte.

In der Rubrik *Perspektiven*, die *Teilnehmenden Beobachtungen* ersetzt und sowohl Raum für Interdisziplinäres, themenspezifische Essays als auch neue Fragestellungen bietet, sind in dieser Ausgabe zwei interessante Artikel vertreten. So wirft Harald Lehner ein Schlaglicht auf die mögliche Ex-

ternalisierung von Emotionen im Zusammenhang mit ritualisierten Handlungen. Beate Eichmann widmet sich in ihrer sozialpsychologischen Arbeit dem aktuellen Forschungsstand zu Emotionen in Teams und verweist damit auf eine interdisziplinäre Perspektive der Emotionsforschung.

In unserer ebenfalls neuen Rubrik *Aus der Redaktion* bieten wir euch neben Literaturempfehlungen eine Terminübersicht einschlägiger Tagungen und Konferenzen auch einen Beitrag unserer Redaktionsmitglieder Anett Ring und Maik Krüger zu unserem Peer-Review-Verfahren. Sie leisten damit einen Beitrag zur Transparenz unserer Arbeit. Auch dieses Mal konnten wir nicht alle Einsendungen in unsere Jubiläumsausgabe integrieren. Doch eine Vielzahl der Texte, die wir erhalten haben, findet ihren Platz auf unserem Blog. Ihr könnt also gespannt sein auf diese Beiträge, die wir im Laufe des Semesters veröffentlichen werden. An der Stelle vielen Dank an unsere neuen Blog-Autor_innen.

Seit der letzten Soziologiemagazin-Ausgabe hat sich auch bei uns einiges verändert. So haben wir unser Peer-Review-Verfahren weiter optimiert, um für noch mehr Chancengleichheit unter den Autor_innen zu sorgen, und ebenso das Magazin selbst mit den Rubriken *Schwerpunkt*, *Perspektiven* und *Aus der Redaktion* umstrukturiert.

Des Weiteren waren wir beim DGS-

Kongress in Trier mit einer eigenen Ad-hoc-Gruppe *Krise der Kommunikation*. Wo bleibt der soziologische Diskurs? vertreten und nahmen auch auf diese Weise am soziologischen Diskurs teil. Leider müssen wir uns in diesem Jahr auch von zwei wunderbaren Redaktionsmitgliedern verabschieden, die uns aus zeitlichen und beruflichen Gründen nicht mehr zur Verfügung stehen können. Katrin Gloggiesser (Grafik, Bildredaktion und Konzept) und Anett Ring (u.a. Heft- und Redaktionskoordination). Vielen Dank für eure tolle und engagierte Arbeit in unserem Magazin. Ihr werdet uns sehr fehlen!

Zuletzt sei noch an unseren aktuellen Call4Papers zum Thema „Soziologie konkret: Wie verändert Sozialforschung unsere heutige Gesellschaft?“ erinnert. **Einsendeschluss ist der 1. Dezember 2014.**

Euch nun viel Spaß bei der Lektüre unserer zehnten Ausgabe!

Eva-Maria Bub, Nadine Jenke und Anett Ring

2 / 2014

Editorial 1
 Emotionen | von *Eva-Maria Bub, Nadine Jenke und Anett Ring*
 Experteninterview zum Thema Emotionssoziologie 4
 mit Prof. Dr. Sighard Neckel | *Das Interview führte Nadja Boufeljah*

Schwerpunkt

Verlieben im Cyberspace 14
 Eine qualitative Untersuchung von Erfahrungsberichten in Internetforen und Blogs
 von *Vivien Milz, Annina Stahl und Dr. Nina R. Jakoby*
 Orientierung, Authentizität und Gefühl 29
 Emotionale Ambivalenz und Entscheidung im Kontext der Gegenwartsmoderne
 von *Eva-Maria Bub*
 Emotionen, Behavioral Finance und Animal Spirits 47
 Konventionelle Wirtschaftstheorie oder Chance für eine kritische Analyse des Finanzmarkts
 von *Julius Brandt*
 Fotografien aus Call4Pictures 68
 von *Wolf Stucke*

3

Perspektiven

Vorsicht ansteckend! 71
 Emotionen in Teams aus sozialpsychologischer Perspektive
 von *Beate Eichmann*
 Das Empfinden der Anderen 84
 Über emotionale Pflichterfüllung und Externalisierung von Gefühlen
 von *Harald Lehner*

Aus der Redaktion

Literatur zum Thema 98
 Tagungen und Termine 100
 Peer-Review-Verfahren des Soziologiemagazins 102
 Das Redaktionsteam und Danksagung 106
 Impressum 109

Wer würde nicht gerne in einem Magazin erscheinen?
 Falls Du gerne schreibst und Begeisterung für die Soziologie aufbringst,
 könnte in der nächsten Ausgabe dein Beitrag hier gelistet sein!

Näheres auf S. 102



Über Emotionssoziologie, Neid und die Emotionalisierung der Gegenwartsgesellschaft

Experteninterview mit Prof. Dr. Sighard Neckel

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *Wir haben heute Prof. Dr. Sighard Neckel zu Gast und möchten Sie als Experten zum Thema Emotionssoziologie interviewen.*

Herr Neckel, Sie arbeiten zu den Schwerpunkten Soziologie des Ökonomischen, Theorie der Praxis, zur Gesellschaftstheorie und der Emotionssoziologie sowie zu weiterführenden Arbeitsthemen. Seit dem Wintersemester 2011/12 haben Sie eine Universitätsprofessur an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main inne. In den nächsten Minuten wollen wir mit Ihnen über das Thema Emotionen diskutieren. Angst, Trauer, Liebe, Neid, Verachtung und Vertrauen sind alles wichtige Emotionen für den Menschen. Wie relevant sind somit Emotionen in der soziologischen Forschung?

NECKEL: Emotionen sind in der Soziologie immer relevanter geworden und stellen ein wichtiges Thema in der soziologischen Analyse dar, weil jegliches Handeln von Emotionen begleitet ist. Un-

sere Wahrnehmung der Welt, die Art und Weise, wie Ereignisse, Personen und Objekte bewertet werden, all das ist stets mit Emotionen verbunden. Erleben, Deuten und Handeln ist also von Emotionen nicht zu trennen und insofern ist die Soziologie der Emotionen so etwas wie ein Fundamentalthema der Soziologie – obgleich diesem Anspruch in der Geschichte der Soziologie nicht immer Rechnung getragen worden ist. Zwar haben die Klassiker der Soziologie den Emotionen durchaus eine gewisse Bedeutung zugesprochen: So hat Émile Durkheim das Gruppenleben und das Kollektivbewusstsein aus der Erfahrung gleichgerichteter Emotionen abgeleitet. Für Georg Simmel waren geteilte Emotionen eine Voraussetzung sozialer Wechselwirkungen. Und Max Weber hat den Emotionen – insbesondere in seiner Charismatheorie und in seiner Schrift zur Protestantischen Ethik – eine hohe Bedeutung zukommen lassen. Dennoch waren Emotionen über viele Jahrzehnte hinweg ein vernachlässigtes Thema innerhalb der Soziologie. Möglicherweise auch



Prof. Dr. Sighard Neckel, 58, ist Universitätsprofessor für Soziologie mit dem Schwerpunkt Soziale Ungleichheit an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Zu seinen wissenschaftlichen Forschungsschwerpunkten zählen: Symbolische Ordnungen sozialer Ungleichheit, Soziologie des Ökonomischen, Emotionssoziologie und Gesellschaftstheorie

deswegen, weil die Soziologie zwischen- durch sehr stark von einem rationalistischen Handlungskonzept ausgegangen ist, bei dem das Verfolgen bestimmter Interessen und Präferenzen sowie die Befriedigung bestimmter Bedürfnisse als vorrangig betrachtet wurde. Dabei wurde der emotionale Anteil auch an diesen Handlungskonzepten nicht ausreichend berücksichtigt.

Mittlerweile kann man aber sagen, dass sich der Stellenwert von Emotionen in der Soziologie deutlich erhöht hat. Seit den 1970er Jahren, beginnend mit der US-amerikanischen Soziologie und dort insbesondere mit dem Research Committee on Emotions in der American Sociological Association (ASA), sind Emotionen in unserer Disziplin immer wichtiger geworden. Innerhalb der European Sociological Association (ESA) besteht heute ebenfalls ein sehr aktives Netzwerk von Soziolog_innen, die sich mit Emotionen befassen. In Deutschland wiederum sind seit Beginn der 1990er Jahre erste umfassendere Publikationen zur Soziologie

der Emotionen erschienen. Daraus entwickelte sich auch im deutschsprachigen Raum eine spezielle Emotionssoziologie. Zu den ersten Publikationen gehörten die Arbeiten von Jürgen Gerhards und Helena Flam sowie meine eigenen Studien zur Soziologie der Scham. Seither hat sich die Emotionssoziologie in viele verschiedene Bereiche hinein weiter verzweigt.

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *Und wie hat sich der Gegenstand der Emotionssoziologie im Laufe der Zeit entwickelt? Gab es auch entgegengesetzte Ansätze und Theorien? Nehmen wir das Beispiel der Emotionssoziologie in den USA.*

NECKEL: Da stellt die Emotionssoziologie keine Ausnahme gegenüber anderen Entwicklungen in der Soziologie dar. Diese sind ja zumeist dadurch gekennzeichnet, dass es unterschiedliche Paradigmen und theoretische Ansätze gibt, die in ihren Erklärungsansprüchen konkurrieren. Und das ist in der Emotionssoziologie nicht anders.

„Unsere Wahrnehmung der Welt, die Art und Weise, wie Ereignisse, Personen und Objekte bewertet werden, all das ist stets mit Emotionen verbunden.“

In der US-amerikanischen Soziologie gab es anfangs drei grundlegende Ansätze: Zunächst der Symbolische Interaktionismus innerhalb der Emotionssoziologie, der unter anderem von Arlie Hochschild vertreten wird. Dabei handelt es sich um das Verständnis von Emotionen als interpretative Akte gegenüber der erlebten Wirklichkeit. Dann haben wir stärker behavioristische Ansätze. Dazu zählt als der bekannteste Vertreter Theodore Kemper, dessen Theorie darauf abstellt, dass die Platzierung von Akteuren innerhalb bestimmter Macht- und Statushierarchien notwendigerweise mit bestimmten Emotionen einhergeht. Und schließlich gibt es strukturell orientierte Erklärungsansätze in der Emotionssoziologie. Sie werden heute zum Beispiel von Jack Barbalet und Randall Collins vertreten, die versucht haben, aus der sozialen Positionierung von Akteuren und aus den Figurationen bestimmter Interaktionsketten heraus Emotionen zu erschließen.

In den 1970er und 1980er Jahren hat es intensive theoretische Debatten innerhalb der Emotionssoziologie gegeben, die heute in dem Maße etwas in den Hintergrund getreten sind, als die Erklärung von Emotionen insgesamt zu einem

zentralen Gegenstand der Humanwissenschaften, der Medizin und der Neurowissenschaften geworden ist. Die soziologischen Emotionstheorien sind in eine starke Konkurrenz zu biologischen und neurowissenschaftlichen Erklärungsansätzen geraten. In der Gegenwart haben wir nun auf der einen Seite naturwissenschaftlich-biologisch-genetisch argumentierende Ansätze, um die Entstehung und die Dynamik von Emotionen erklären zu können, und auf der anderen Seite kulturell orientierte Ansätze, zu denen auch die soziologischen gehören. Ich glaube, die gegenwärtigen Debatten zwischen biologischen und kulturellen Emotionskonzepten führen dazu, dass die theoretischen Differenzen und Schattierungen innerhalb der Soziologie heute vielleicht weniger relevant sind als die Auseinandersetzung mit jenen wissenschaftlichen Emotionsverständnissen, die sozialen Prozessen eigentlich eine geringe Bedeutung bei der Erklärung von Emotionen beimessen.

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *Und welche Theorien haben vor allem Ihre Forschung beeinflusst? Könnten Sie uns vielleicht aus Ihrem Forschungsgebiet und aus Ihrer Forschungsarbeit ein Beispiel nennen?*

Wie können Emotionen empirisch erfasst werden?

NECKEL: Mich hat zum einen die Durkheim'sche Tradition beeinflusst. Jene soziologische Sichtweise also, die davon ausgeht, dass das gesellschaftliche Zusammenleben – und insbesondere das Gruppenleben innerhalb von Gesellschaften – mit der Entstehung kollektiver Emotionen ursächlich verbunden ist. Die französische Tradition der Sozialtheorie ist für mich insgesamt von großer Bedeutung, insbesondere die Arbeiten von Pierre Bourdieu, der allerdings zu den Emotionen explizit nicht gearbeitet hat. Doch seine Theorie der Praxis, der Begriff des Habitus und vor allem die Anschauung einer verleblichten, „inkorporierten“ Sozialität, die wir bei Bourdieu finden, lassen sich auch gewinnbringend auf die soziologische Erklärung von Emotionen anwenden.

Trotzdem würde ich meine eigene Forschung in der Emotionssoziologie nicht einer ganz bestimmten Richtung in der Soziologie zuordnen wollen. Für mich ist das Thema der Emotionen vielmehr ein gutes Beispiel dafür, wie man an einem bestimmten Gegenstand verschiedene Erklärungsansätze innerhalb der Soziologie in einer erhellenden

Weise miteinander verknüpfen kann.

Um ein Beispiel zu geben: Es ist sicher so, dass gemäß symbolisch-interaktionistischer Einsichten soziales Handeln auf der Interpretation von Geschehnissen in der gesellschaftlichen Wirklichkeit beruht. Diese fundamentale Einsicht ist für die Emotionssoziologie sinnvoll nutzbar, weil Emotionen immer auch Bewertungen sind und somit eine bestimmte Deutungsweise repräsentieren. Insofern kann der *Symbolische Interaktionismus* eine Menge zur Emotionsforschung beitragen. Emotionen sind aber nicht allein Bewertungen und Interpretationen, sondern gehen immer auch mit affektiv-leiblichen Zuständen einher. Daher sprechen wir auch

„Emotionen sind aber nicht allein Bewertungen und Interpretationen, sondern gehen immer auch mit affektiv-leiblichen Zuständen einher.“

erst dann von einer Emotion, wenn eine bestimmte Art von Bewertung der Wirklichkeit auch in einem bestimmten Gefühl zum Ausdruck kommt, auch mit einem spezifischen körperlichen Zustand und einer spezifischen Form

der affektiven Erregung verbunden ist. Dies unterscheidet ja auch Emotionen von Kognitionen. Kognitionen können mit sehr unterschiedlichen körperlichen Zuständen verbunden sein. Ich kann also glücklich oder traurig, bedrückt oder euphorisch sein, und doch zu bestimmten, etwa logischen Kognitionen in der Lage



fly high

erfolgreich studieren mit



für Mac OS X & Windows

*Vom ersten Semester bis zur Doktorarbeit:
Bau dir mit MAXQDA DEINE persönliche
Wissensdatenbank auf. ...für Studis ab 37 €!*

Was ist MAXQDA? Eine weltweit führende Software zur Auswertung und Analyse qualitativer Daten.

Und was sind qualitative Daten?

Fachartikel, Exzerpte für die Hausarbeit, Bachelor-, Master- oder Doktorarbeit. Notizen aus Vorlesungen und Seminaren, Interviews, Fotos und Videos von Vorträgen und Exkursionen u.v.m.

Probier's aus!
30 Tage Demo
und freie Webinare
auf
www.maxqda.de



Software – Consult –
Sozialforschung GmbH
Berlin, Deutschland



facebook.com/MAXQDA



@VerbiSoftware

sein. Wobei ich nicht bestreiten möchte, dass bestimmte körperliche Zustände die kognitive Leistungsfähigkeit auch beeinträchtigen können. Kognitionen sind jedoch nicht zwangsläufig an bestimmte körperliche Zustände gebunden. Bei den Emotionen ist das anders: Die Bewertungen, die in Emotionen zum Ausdruck kommen, sind stets und notwendigerweise mit körperlichen Zuständen verknüpft. Hierzu hat dann zum Beispiel der Symbolische Interaktionismus relativ wenig zu sagen, weil er stark auf die eher kognitiven Prozesse der Deutung von Wirklichkeit abstellt. Hier lassen sich praxistheoretische Konzepte, die von der Leibgebundenheit sozialer Prozesse ausgehen, und auch klassische und neuere phänomenologische Ansätze, wie etwa die von Merleau-Ponty oder von Norman Denzin, sehr gut miteinander verbinden.

Aber das ist nur ein Aspekt, der für meine eigenen theoretischen Orientierungen bei der Analyse von Emotionen eine Rolle gespielt hat. Emotionen laden dazu ein, als ein mehrdimensionales Geschehen unter verschiedenen soziologischen Gesichtspunkten betrachtet zu werden. Die Emotionen, mit denen ich mich näher befasst habe, waren zunächst Scham und Beschämung, wozu ich mein erstes Buch

geschrieben habe. Danach habe ich mich hauptsächlich mit den Emotionen der Wut, des Neides, der Gier und der Unterlegenheit auseinandergesetzt.

Am Beispiel des Neides kann man sich den Nutzen einer soziologischen Emotionsanalyse verdeutlichen. Der Neid, der uns in unserem Alltag ja häufig als eine schlechte Charaktereigenschaft von Einzelpersonen erscheint, ist ja insofern ein grundlegend soziales Phänomen, als er immer auf einem Vergleichsprozess beruht. Das bedeutet, dass das Gefühl des Neids dann zustande kommt, wenn wir uns innerhalb einer Bezugsgruppe mit anderen Akteuren hinsichtlich Res-

„Die Bewertungen, die in Emotionen zum Ausdruck kommen, sind stets und notwendigerweise mit körperlichen Zuständen verknüpft.“

sourcen, Lebenschancen, positiven Eigenschaften oder vorteilhaften Merkmalen vergleichen und dabei zu der Einschätzung gelangen, weniger als die anderen

davon zu besitzen. Daraus entsteht der Wunsch, das, was andere vermeintlich oder wirklich mehr haben, selbst zu besitzen, um es in die eigene Persönlichkeit zu integrieren.

So ein Vergleich ist natürlich stark von gesellschaftlichen Faktoren geprägt. Das fängt schon damit an, mit welcher Gruppe wir uns überhaupt vergleichen, und mit welchen Gruppen wir meinen, uns nicht vergleichen zu müssen. Weiter: Welche Eigenschaften und Merkmalen werden

bei anderen Personen als besonders erstrebenswert erachtet? Ist es die Klugheit, die Schönheit, der Reichtum, die Macht, der Erfolg bei Männern oder Frauen? All diese Faktoren sind in ihrer Wertigkeit gesellschaftlicher Natur. Der Neid ist, wie all unsere Emotionen, zwar etwas, das wir stets individuell fühlen. Aber er beruht, wie andere Emotionen auch, auf sozialen Voraussetzungen und gesellschaftlichen Bedingungen.

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *Reden wir über gesellschaftliche Bedingungen. Wie haben sich da vor allem kollektive Emotionen entwickelt? Können Sie eine Zeit nennen, in denen kollektive Emotionen geprägt waren von bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen, die vielleicht gegenwärtig auf andere Weise vorhanden sind?*

NECKEL: Ja, also im Augenblick verfolge ich eine analytische Perspektive, die ich als die Emotionalisierung der modernen Gesellschaft der Gegenwart bezeichne. Dabei gehe ich von der Beobachtung aus, dass wir in der heute in vielfacher Weise geradezu dazu angehalten werden, emotional zu sein, unsere Emotionen wertzuschätzen und darzustellen, uns emotional zu involvieren. An allen möglichen Ecken wird an unsere Gefühle appelliert, werden wir zu einem emotionalen Engagement aufgefordert: in der Werbung, in den Medien, am Arbeitsplatz gemäß den heutigen Prinzipien moderner Unternehmensführung oder in Schulen und ande-

ren Bildungseinrichtungen. Emotionales Engagement wird als etwas besonders Wichtiges und Wertvolles bewertet. Mehr noch: Es wird von Personen erwartet, dass sie in der Lage sind, Emotionen bei sich selbst zu mobilisieren, Empathie zu zeigen, begeisterungsfähig zu sein, sich emotional zu identifizieren.

Ich glaube, dass dies ein spezielles emotionales Merkmal unserer Gegenwart ist. Vergleicht man diesen Befund mit dem Bild, das uns die soziologischen Klassiker und viele andere soziologische Analysen von der Geschichte der modernen Gesellschaft gegeben haben, dann können wir einen gravierenden Wandel feststellen. Die moderne Gesellschaft wurde häufig als eine Sozialordnung geschildert, die den Menschen zur Kontrolle und Unterdrückung von Gefühlen, zu emotionaler Disziplin anhält. Und unter Emotionskontrolle wurde vielfach verstanden, Emotionen zu dämpfen, zu reduzieren – sie möglichst komplett aus allen zweckrationalen Bereichen der Gesellschaft herauszuhalten. Das mag zwar schon immer eine Fehleinschätzung gewesen sein. Aber es gab in der Organisationsform der modernen Gesellschaft lange Zeit ein bestimmtes Ideal, das Talcott Parsons in Aufnahme der Rationalisierungstheorie von Max Weber als affektive Neutralität bezeichnet hat. Und so affektiv neutral, wie die Moderne in all ihren Organisationsformen erschien, so sehr ist sie dafür auch kritisiert worden. Man betrachtete sie als eine „kalte Gesellschaft“, die einer

instrumentellen Rationalität folgt, bei der Emotionen keine Rolle spielen dürfen, und somit bestimmte Aspekte unserer Subjektivität nicht zur Geltung kommen dürfen.

Ich glaube, hier hat sich tatsächlich vieles verändert, abgesehen davon, ob die Moderne tatsächlich jemals so „kalt“ gewesen ist. Die früheren Diagnosen zur emotionslosen Rationalität und zur gefühlskalten Sachlichkeit der modernen Gesellschaft waren wahrscheinlich zu einseitig. Heute leben wir in einer Kultur der Emotionalisierung, was nicht zuletzt auf ökonomischen Veränderungen beruht. Heutiges Management stellt darauf ab, Personen möglichst effektiv und optimal in all ihren Eigenschaften und Möglichkeiten in den Arbeitsprozess zu integrieren. Zudem ist man in Unternehmen bestrebt, möglichst viele Facetten der menschlichen Subjektivität ökonomisch in Wert zu setzen. Diese In-Wertsetzung von Emotionen ist unter anderem durch die wirtschaftliche Bedeutung begründet, die Dienstleistungen erlangt haben. Damit werden bestimmte Persönlichkeitseigenschaften wie Kommunikationsfähigkeit, Offenheit, Empathie heute als relevanter für das moderne Arbeitsleben betrachtet, als das früher der Fall gewesen ist, und in all diesen Eigenschaften sind emotionale Fähigkeiten involviert. Diese ökonomische In-Wertsetzung von Emotionen ist von einem kulturellen Prozess begleitet worden, der am Ende in

eine ähnliche Richtung lief. Er entwickelte sich aus der Kritik an der „kalten“ Sachlogik des Kapitalismus heraus und war mit dem Bedürfnis verknüpft, Emotionen einen besonderen kulturellen Wert zuzusprechen. Und diese kulturelle Inthronisierung von Emotionen hat sich, wie so häufig in sozialen Prozessen, auf eine nicht-intendierte, aber folgenreiche Weise mit der Ökonomisierung der Emotionen und ihrer In-Wertsetzung in der modernen Wirtschaft verbunden. Insofern kann man die Emotionalisierung der gegenwärtigen Gesellschaft als ein Beispiel für das anführen, was Luc Boltanski und Eve Chiapello als den „neuen Geist des Kapitalismus“ beschrieben haben. In emotionaler Hinsicht ist für ihn charakteristisch, dass er nicht mehr allein auf der Kontrolle von Emotionen beruht, sondern im gleichen Maße auf deren Anrufung und Mobilisierung. Was dann wiederum neue Probleme im Emotionsleben aufwirft.

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *Ja, da sprechen wir vielleicht als nächstes über die Bedingungen von Emotionen. Wir haben schon gesagt, dass man unter anderem beim Neid über den Vergleich Emotionen entwickelt. Würden Sie auch sagen, dass beispielsweise bei einer sozialen Interaktion die Face-to-Face-Begegnung die Bedingung für Emotionen ist? Und gibt es Unterschiede zum Internet, also zum Beispiel Chats, in denen keine Face-to-Face-Situation zustande kommen kann?*

NECKEL: Das Beispiel des Internets zeigt,

dass die Entstehung von Emotionen nicht auf die Face-to-Face-Interaktion angewiesen ist. Wie kaum ein anderer Ort bietet das Internet ja die Möglichkeit, beispielsweise die Entstehung hysterischer Stimmungen und anderer kollektiver Gefühlsausbrüche zu verfolgen. Etwa bei Facebook, wo es ja bevorzugt zu manchen hysterischen Aufwallungen kommt. Das zeigt, dass die Entstehung von Emotionen in keiner Weise darauf angewiesen ist, dass Personen, die an einer Interaktion teilhaben, auch physisch kopräsent sind. Emotionen entstehen in der affektiven Bewertung dessen, was ich erlebe. Und wenn das, was ich erlebe, über das Internet vermittelt wird, dann stellt eben das Internet das Objekt meiner Emotionen dar. Das ist im Übrigen auch schon so gewesen, als man sich noch lange Briefe geschrieben hat. Trotzdem glaube ich, um noch einmal auf die hysterischen Aufwallungen in Facebook zu sprechen zu kommen, dass die Face-to-Face-Interaktion doch eine Besonderheit in emotionalen sozialen Prozessen hat. Hier können korrigierende Elemente zwischen Akteuren leichter eingebaut werden. Bei E-Mail- oder Chatkommunikation ist das viel schwieriger. So begründet sich ja auch die Regel, wirklich wich-

tige Dinge nicht unbedingt via E-Mail zu kommunizieren, weil das nicht selten zu Missverständnissen und dann zu Konflikten oder Zerwürfnissen führt. In der Face-to-Face-Interaktion stehen uns unzählige Möglichkeiten der Korrektur wechselseitiger Eindrücke, der Unterbrechung von Eskalationen zur Verfügung. Anders in der elektronischen Kommunikation: Hier kommunizieren wir ohne Gestik und Mimik und ohne unseren Tonfall temperie-

ren zu können, und auch die Emoticons können das nicht ersetzen. Und überdies glaube ich, dass der Prozess der Perspektivenübernahme deutlich erleichtert wird, wenn ich eine andere Person leibhaftig vor mir habe.

„Heute leben wir in einer Kultur der Emotionen, was nicht zuletzt auf ökonomischen Veränderungen beruht.“

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *Herr Professor Neckel, wir bedanken uns bei Ihnen für das Interview.*

Das Interview wurde geführt von Nadja Boufeljah

Schwerpunkt

Emotionen – wie sozial sind unsere Gefühle?

Verlieben im Cyberspace

Eine qualitative Untersuchung von Erfahrungsberichten in Internetforen und Blogs

von Vivien Milz, Annina Stahl und Dr. Nina R. Jakoby

14

abstract

Im Vordergrund dieses Artikels stehen Fragen nach den Unterschieden zwischen Verlieben offline und online sowie dem virtuellen Ausdruck von Verliebtheit. Auf der Grundlage einer qualitativen Inhaltsanalyse von Erfahrungsberichten in Internetforen und Blogs wurden drei Themen identifiziert, welche die Merkmale des virtuellen Verliebense beleuchten: 1) Rationalisierung vs. Idealisierung, 2) Virtuelle Attraktivität und 3) Fehlen sinnlicher Wahrnehmung. Zentrale Eigenschaft des virtuellen Verliebense ist die Entkörperlichung in der Onlinebegegnung. Der Beitrag zeigt, dass das Internet keinen Ersatz für die physisch-sinnliche Erfahrung des Gegenübers bietet, auf der romantische Gefühle basieren. Die Befunde sprechen vielmehr für eine virtuelle Verliebtheitsfiktion.

Onlinebegegnungen und Emotionssoziologie

„Can we love online?“
(Benski/Fisher 2014: 1).

Das Internet durchdringt mittlerweile viele Bereiche des Alltags- und Gefühlslebens. Die Schranken von Raum und Zeit öffnen sich und ermöglichen das Knüpfen neuer Kontakte trotz fehlender gemeinsamer Umgebung und keiner gleichzeitigen Anwesenheit (vgl. Geser 1998: 3). Kennzeichen des

Cyberspace – definiert als sozio-technisches Kommunikationsnetzwerk, dessen Zentrum das Internet bildet – ist die ‚Virtualität‘ aller Sinnbezüge (vgl. Thiedecke 2004). Während das Internet als Kommunikationsinfrastruktur verstanden werden kann, bildet der Cyberspace einen virtuellen, das heißt ‚ortlosen‘ Handlungs- und Begegnungsraum, in dem Menschen interagieren (vgl. Höflich 2004: 147). Die Möglichkeit zur Verschleierung der eigenen Identität senkt die Hemmschwelle gegenüber den Online-Interaktionspartner_innen und

fördert die freie Äußerung von Gedanken und Gefühlen. Dadurch wird das Erschaffen einer gemeinsamen Vertrauensbasis beschleunigt, was wiederum das Eingehen virtueller Beziehungen erleichtern kann. Obwohl die Gesprächspartner_innen physisch fern und zu einem gewissen Grad anonym sind, ähnelt die Onlinebeziehung jedoch der realen Beziehung in einem wichtigen Aspekt: Das Gefühl der Liebe wird gleichermaßen vollkommen und intensiv erlebt (vgl. Ben-Ze'Ve 2004: 4). Bisherige Studien thematisieren Nutzungshäufigkeit und Erfolgsfaktoren des virtuellen Datings (Baker 2002), Intimität (Scott et al. 2006), Sexualität (zum Beispiel Daneback et al. 2007, Kaufmann 2011) oder allgemeine Charakteristiken der virtuellen Liebe (Arvidsson 2006, Fürst 2014, Kaufmann 2011).

Für die Emotionssoziologie bietet das Internet neue Möglichkeiten der Analyse der sozialen Konstruktion von Emotionen. Das Internet kann als ‚Labor‘ (Geser 1998: 11) genutzt werden, um den virtuellen Ausdruck von Gefühlen zu untersuchen. Doch wie können romantische Beziehungen im unpersönlichen und unbelebten Cyberspace entstehen (vgl. Illouz 2012: 114)? Zentrales Merkmal des virtuellen Verliebenseins ist die Entkörperlichung in der Onlinebegegnung (vgl. Illouz 2012: 114, Benski/Fisher 2014: 2). Für Eva Illouz bricht die Internetliebe mit der Tradition der romantischen Liebe, die vor allem auf der Ideologie der

Spontaneität gründet, in der Verliebtheit auch gegen den eigenen Willen, rationalen Kriterien und auf der Grundlage der Anziehung physisch-materieller Körper eintreten kann. Diesem Idealbild wird ein rationalisierter Modus der Partnerwahl gegenübergestellt, der vor allem für Online-Partnersuchdienste charakteristisch ist, die mithilfe eines spezifischen Algorithmus potenzielle Partner_innen auswählen (vgl. Illouz 2012: 134).

Dieser Beitrag untersucht die Faktoren, die eine Rolle spielen, wenn man sich online verliebt. Die Forschungsfragen lauten: Wie unterscheidet sich das klassische Verlieben vom virtuellen Verlieben? Welchen Entwurf des Verliebtseins produziert das Internet? Als noch wenig erforschtes Themengebiet ist es von Relevanz, sich diesem Thema aus (emotions-)soziologischer Perspektive anzunähern. Im zweiten Abschnitt wird der theoretische Stand des klassischen Verliebenseins dargestellt. Daraufhin werden Unterschiede zwischen dem online und offline Verlieben aufgezeigt. Hier stehen vor allem der Beitrag der Emotionssoziologie und die Rahmenbedingungen und Qualitäten der „Internetliebe“ im Fokus (Illouz 2012, Ben-Ze'Ve 2004). Als Viertes werden die Resultate einer qualitativen Inhaltsanalyse von Erfahrungsberichten in Internetforen und Blogs vorgestellt, welche die Merkmale des virtuellen Verliebenseins beleuchten. Wesentliche Ergebnisse werden am Ende in einen Ausblick übergeleitet.

Verlieben offline

Verliebtheit lässt sich, wie auch die Liebe, nur schwer definieren, da wir eher über ein implizites Wissen bezüglich dieser Begriffe verfügen. Das heißt, wir wissen zwar, wie es sich anfühlt, sich zu verlieben, können dies aber nur schwer in Worte fassen (vgl. Mees 1997: o.S.). Verliebtheit ist wesentlich gekennzeichnet durch das Verspüren physiologischer Empfindungen wie Schmetterlinge im Bauch, Herzklopfen oder Kniezittern. Ferner denken Verliebte oft an die entsprechende Person und empfinden eine starke Sehnsucht nach ihr. Bezüglich der Gefühlsintensität wird Verliebtsein nicht etwa als weniger stark eingestuft als Liebe, sondern kann eher als Vorstufe dessen betrachtet werden. Sie geht entweder in Liebe über oder aber flaut ab und endet schließlich ganz (vgl. ebd.). Romantisches Verliebtsein wird als emotionaler Ausnahmezustand beschrieben (Meyer 1994) und gilt als Initialzündung für Liebesbeziehungen (vgl. Hill/Kopp 2004: 156). Das Gefühl der romantischen Liebe bewirkt dabei eine Disposition zur Kontaktaufnahme und Vertiefung, Suche nach Nähe und Anerkennung des Liebesobjektes sowie eine hohe Motivation zur Aufnahme und Intensivierung von Interaktionen (vgl. ebd.: 153).

„Verliebtheit ist wesentlich gekennzeichnet durch das Verspüren physiologischer Empfindungen wie Schmetterlinge im Bauch, Herzklopfen oder Kniezittern.“

Laut Elliot Aronson et al. (2004: 361f.) beeinflussen die folgenden Faktoren die Attraktivität eines (potenziellen) Partners bzw. einer (potenziellen) Partnerin: der Effekt der Nähe, Ähnlichkeiten, reziproke Zuneigung und die physische Attraktivität. Der Effekt der Nähe beschreibt die Erkenntnis, dass je häufiger wir einen gewissen Menschen sehen oder mit ihm interagieren, desto wahrscheinlicher ist es, dass wir Freund_innen oder gar Liebespartner_innen werden. Dies bezieht sich sowohl auf eine physische als auch eine psychologische Nähe. Der zweite Effekt, der hierbei eine Rolle spielt, ist der Mere-Exposure-Effekt. Dieser besagt, dass ein häufiger Kontakt die Vertrautheit gegenüber der Kontaktperson erhöht und somit ebenfalls deren Anziehungskraft. Das

Web 2.0 ermöglicht hierbei eine Erweiterung des Interaktionsradius, indem es globale Distanzen aufhebt: Menschen, die tausende Kilometer voneinander entfernt leben, können sich in einem virtuellen

Raum treffen. Ein Mere-Exposure-Effekt im Internet könnte hierbei aufgrund der wiederholten Betrachtung der wenigen visuellen Informationen auftreten, welche man zur Verfügung hat, wie beispielsweise ein Foto.

Ähnlichkeiten in Bezug auf Interessen, Einstellungen, Werten, Charaktereigenschaften und/oder der Herkunft begünstigen die Anziehung zwischen zwei Menschen. Die Forschung zeigt, dass Homogamie im Gegensatz zu komplementären Charaktereigenschaften anziehend wirkt (vgl. ebd.: 364, Hill/Kopp 2004: 148). Online-Partnerschaftsbörsen helfen dabei, sich die Menschen auszusuchen, welche zumindest angeben,

hinsichtlich verschiedener Aspekte ähnlich zu sein. Für Illouz (2012: 135) sind die Partnerschaftsbörsen als Hinweis auf die Ökonomisierung der romantischen Liebe zu deuten, die sich im Internet

durch Wahlfreiheit, Effizienz, Rationalisierung, selektive Auswahl und standardisierte Kriterien auszeichnet. Ziel ist es, emotionale und psychologische Kompatibilität mit dem virtuellen Gegenüber herzustellen.

Zu wissen, dass man gemocht wird, ist eine weitere wichtige Determinante für die Anziehung zwischen zwei Menschen: „Zuneigung ist so mächtig, dass sie sogar für die Abwesenheit von Ähnlichkeit entschädigt“ (Aronson et al. 2004: 346). Die Aufmerksamkeit, welche dem/der anderen in einer virtuellen Konversation entgegengebracht wird, kann auch

als eine Art von Zuneigung interpretiert werden. Diese gegenseitige Akkumulation von Aufmerksamkeit in Form eines virtuellen Austausches könnte die Chancen erhöhen, dass man sich im Internet verliebt.

Schließlich ist die physische Attraktivität ein zentraler Faktor für zwischenmenschliche Anziehungskraft. Dies gilt insbesondere dann, wenn man eine Person zum ersten Mal trifft und dementsprechend noch

über keine weiteren Informationen über sie verfügt (vgl. Aron 1986: 37). Dieser Aspekt unterscheidet sich im Web 2.0 wesentlich. Denn in einer virtuellen Interaktion besitzen wir oft kei-

nerlei oder nur geringe Informationen bezüglich der physischen Attraktivität der Gesprächspartner_innen. Andere Werte und Attraktivitätskriterien müssen an deren Stelle treten, um sich ein Bild von der anderen Person machen zu können.

Verlieben im virtuellen Raum

Das Besondere am Web 2.0 findet sich darin, dass Nutzer_innen nicht mehr länger nur passive Konsument_innen des Web-Inhaltes sind, sondern diesen auch aktiv mitgestalten können. Dies macht sie zu einem Prosumer, einem gleichzei-

„Unter dem Schutz der Anonymität werden intimste Gesprächsinhalte ausgetauscht, was die emotionale Nähe zum anderen fördert und somit die Chance erhöht, sich zu verlieben.“

tigen Producer und Consumer (vgl. Ritter/Jurgenson 2010: 13). Es ermöglicht den Individuen in Echtzeit zu interagieren, wobei sich diese virtuelle Interaktion in einigen Aspekten von der realen unterscheidet. Die augenfälligsten Unterschiede liegen darin, dass in der Onlinekommunikation jegliche physische Gegebenheiten fehlen. Konkret zählen hierzu Zeit, Raum

„Die über Medien vermittelte, indirekte und entkörperlichte Kommunikation ermöglicht es, sich selbst so darzustellen, wie man gerne gesehen werden möchte.“

und Materie (vgl. Geser 1998: 3). Onlinenchat, Instant Messaging oder E-Mail stellen verschiedene Nutzungsformen der computervermittelten Kommunikation dar, die jeweils durch synchrone oder asynchrone Kommunikation und dem Merkmal der Schriftlichkeit charakterisiert sind (vgl. Höflich 2004: 154). Hinsichtlich der räumlichen und zeitlichen Distanz unterscheiden sich Online- und Offlinekonversationen in folgendem Maße: Geografisch gesehen sind Interaktionspartner_innen zwar voneinander getrennt, dennoch befinden sie sich virtuell in einem gemeinsamen Raum, beispielsweise in einem Chatroom. Zeitlich wäre eine unmittelbare und somit spontane und authentische Reaktion, wie sie offline vom Gegenüber verlangt wird, zwar denkbar, jedoch nicht vonnöten. Denn die virtuelle Welt bietet einem auch die Option, eine zeitverzögerte,

moderierte Reaktion auf das Geschriebene zu zeigen (vgl. Ben-Ze'Ve 2004: 27f.). Dies ermöglicht es, Gedanken auszuformulieren, zu reflektieren und zu modifi-

zieren. Die Vorteile des Internets liegen darin, dass keine gleichzeitige Anwesenheit erforderlich ist, eine Bezugnahme auf frühere Mitteilungen durch ständige Verfügbarkeit der Daten erleichtert wird so-

wie die Möglichkeit besteht, synchron zu kommunizieren (vgl. Geser 1998: 4). Ein wichtiger Faktor, welcher in der virtuellen Welt fehlt, ist das unmittelbare nonverbale Feedback, das im Realen auf eine Aussage folgt und sich schon alleine in Mikroexpressionen des Gegenübers ausdrücken kann. Sollte man der Mehrabian-Regel Folge leisten, welche besagt, dass die Wirkung einer Mitteilung zu 93 Prozent durch nonverbale Signale wie Stimme und Körpersprache bestimmt wird und lediglich zu 7 Prozent durch verbale, so deutet dies doch auf einen massiven Informationsverlust in der virtuellen Kommunikation hin (vgl. Adamski 2011: o.S.). Zusätzlich fehlt der Onlinewelt die Wahrnehmung von Objekten und Subjekten (vgl. Geser 1998: 4). Da Mimik und Gestik als strukturierende Kommunikationshilfen nicht ersichtlich sind, können und müssen Ge-

fühlszustände und Meinungen lediglich aus den schriftlichen Botschaften des Gegenübers interpretiert werden (vgl. Ben-Ze'ev 2004: 30).

Ein weiterer charakteristischer Aspekt der Begegnungen im Cyberspace ist die Gleichheit der Teilnehmenden, da viele im Alltagsleben wesentlichen Merkmale (äußere Erscheinung, Alter, Geschlecht) für die Kontaktaufnahme erst einmal kaum relevant sind bzw. über Partnersuchdienste Gleichheit bezüglich Werten und Einstellungen durch Suchprofile aktiv hergestellt werden kann (vgl. ebd.: 17).

Anonymität prägt die Onlinekommunikation. So sinkt die verbale Hemmschwelle, was wiederum eine freie Äußerung von Gedanken und Gefühlen fördert. Die Möglichkeit, sich freier äußern zu können, begünstigt den Schein einer vertrauten, langjährigen Beziehung zwischen den virtuellen Interaktionspartner_innen. Unter dem Schutz der Anonymität werden intimste Gesprächsinhalte ausgetauscht, was die emotionale Nähe zum anderen fördert und somit die Chance erhöht, sich zu verlieben. Nutzer_innen empfinden diese Tatsache auch als äußerst befreiend, wie zwei Zitate aus dem Buch *Online Love* von Aaron Ben-Ze'ev (2004: 163) zeigen: „It was

great not having to worry about being fat and unattractive.“ oder „I really wanted our minds to connect.“

Für Ben-Ze'ev (2004: 23) ist der Cyberspace eine psychologische Realität, in der die eigene Vorstellungskraft eine wichtige Rolle spielt. Dadurch, dass man nur beschränkte Kenntnisse über das Gegenüber zur Verfügung hat, ist dieser

virtuelle Raum entsprechend informationsarm. Dies steht im Gegensatz zu einer mit non-verbale Informationen angereicherten Realwelt. Um sich dennoch ein ganzheitliches Bild von anderen machen zu

„Die emotionale Überhöhung der Beziehung und Verklärung des Partners könnten eine Reaktion auf das (unromantische) Kennenlernen im Internet sein.“

können, ist die eigene Phantasie mehr denn je gefragt. Die über Medien vermittelte, indirekte und entkörperlichte Kommunikation ermöglicht es, sich selbst so darzustellen, wie man gerne gesehen werden möchte. Wo Raum für Phantasie und Idealisierung existiert, zeigt sich folglich auch ein hohes Enttäuschungspotenzial (vgl. ebd.: 25, Illouz 2012: 142ff.). In Bezug auf das Verlieben bedeutet dies, dass das ‚Mysterium‘ des Gegenübers und der immense Raum, den die virtuelle Welt für Phantasien offen lässt, dazu anregt, sich eher in die Kommunikationspartner_innen zu verlieben, als dies offline der Fall wäre (vgl. Fisher 2006: o.S.).

Empirische Untersuchung

Das Internet stellt innovatives Datenmaterial für die Erforschung von Gefühlen zur Verfügung (vgl. Benski/Fisher 2014: 6). Im Rahmen eines Lehrforschungsprojektes am Soziologischen Institut der Universität Zürich wurden im Frühjahr 2014 Internetforen und Blogs mit Erfahrungsberichten über virtuelles Verlieben analysiert. Der Ausdruck von Verlieben kann somit auf der Basis von verschriftlichten Emotionen betrachtet werden. Die Kernaussagen dieser Berichte wurden in Anlehnung an Philipp Mayring (1997) zu übergeordneten qualitativen Kategorien zusammengefasst (induktive Kategorienbildung). Als Grundlage dienten folgende Foren und Blogs, wobei insgesamt fünfzig Beiträge analysiert wurden (Zugriff 18.05.2014):

- <http://forum.gofeminin.de/forum>
- <http://wefellinloveonline.tumblr.com>
- <http://www.maedchen.de/forum>
- <http://www.wer-weiss-was.de/psychologie/online-verliebt-und-nun>
- <http://www.elitepartner.de/forum>
- <http://www.shopaman.de/blog/lets-talk-about/online-verliebt>

Es wurden nur die Erfahrungsberichte ausgewählt und analysiert, die das *Verlieben* in Chats oder Onlinepartnerbörsen thematisieren. Welchen Entwurf von Verliebtheit produziert das Internet? Folgende drei zentrale Themen wurden identifiziert, welche die Merkmale des

virtuellen Verliebens beleuchten: 1) Rationalisierung vs. Idealisierung 2) Virtuelle Attraktivität und 3) Fehlen sinnlicher Wahrnehmung.

Thema 1:

Rationalisierung vs. Idealisierung

Die Schilderungen über das Sich-Verlieben sind zwischen zwei Polen verortet, die als *Rationalisierung* vs. *Idealisierung* bezeichnet werden. Häufig wird beschrieben, dass man dem (männlichen) Chatpartner gegenüber unbestimmte und unsichere Gefühle hat, was auf einen vorsichtigen, rationalen Umgang mit den eigenen Gefühlen schließen lässt und auch als Gefühlsarbeit im Sinne Arlie R. Hochschilds (2006) interpretiert werden kann.

„[...] aber von „liebe“ möchte ich da nicht sprechen, ich warte da auch noch mal lieber ab. Ich denke das ist eher eine „Schwärmerei“.“

„Aber mehr als „Ich hab Dich gern“-Gefühl war da halt auch nicht. Es war eben nur ein Chat!“

Im Vordergrund steht somit ein Bewusstsein über den temporären Charakter und die Fragilität von Onlinebegegnungen (vgl. Fürst 2014: 109). Eine andere Verfasserin schreibt, sie „liebe“ ihren Partner, sei aber nicht „verliebt“. Unterschiede zwischen beiden Kategorien werden auf das Fehlen von realen und physischen Interaktionen zurückgeführt. Das Verliebtsein erfordere körper-

liche Erfahrbarkeit, welche Gefühle erst „sinnhaft“ werden lässt.

„But after admitting it was love, I would not call it being IN love. For me, I wasn't in love until the moment I saw and felt that he was actually real. Feeling his skin, hearing his heartbeat - that was when my feelings made SENSE.“

Darüber hinaus wurde diskutiert, ob nicht das Internet an sich zu unromantisch sei, um eine_n Liebespartner_in zu finden und ob schon alleine die Tatsache, dass man sich über das Internet kennengelernt hat, die Beziehung zum Scheitern verurteile. Hierbei sei noch erwähnt, dass dieser Gedanke die verbreitete Auffassung impliziert, dass das Sich-Verlieben der Romantik (offline) bedingt.

„Prinzipiell würde ich sowieso sagen, die Liebe ist nichts, was man unbedingt suchen sollte.“

Im Gegensatz hierzu stehen Aussagen, welche die Gefühle, die für den (männlichen) Chatpartner entwickelt wurden, idealisieren. Es wird sehr viel Hoffnung in die Beziehung gelegt, wie folgendes Zitat verdeutlicht: „Only 23 days until I get to meet, touch, kiss, and hold the love of my life. I can't wait“. Da man den Chatpartner nur im Internet kennt, öffnen sich Raum für Idealisierung und Fiktion.

„[...] die Traumwelt, die wir uns über Monate im Internet, am Telefon und auf Fotos zurecht gesponnen haben, ist letztlich an der Alltagsrealität gescheitert.“

Phantasie und Hoffnungen auf Glück im Sinne einer festen Partnerschaft sind zentrale Merkmale des virtuellen Datings und Verliebens (vgl. Arvidsson 2006, Fürst 2014, Illouz 1997). Auch Illouz (2012: 142) beschreibt Szenarien der Phantasie und Enttäuschung, denn viele ihrer Interviewpartner_innen berichten von einem wiederholten Gefühl der Enttäuschung, das vor dem Hintergrund der Idealisierung erklärt werden kann. Die

„Aufgrund der Entkörperlichung der virtuellen Begegnung müssen alternative Kriterien zur physischen Attraktivität gefunden werden.“

emotionale Überhöhung der Beziehung und Verklärung des Partners könnten eine Reaktion auf das (unromantische) Kennenlernen im Internet sein. Da eine so gefundene Beziehung nicht

der traditionellen Vorstellung von Verlieben entspricht, überhöht man beides. Unsicherheit wird durch einen hohen Vertrauensüberschuss kompensiert (vgl. Hahn 1983: 214).

„Der objektiven Unwahrscheinlichkeit, dass man mit einem fremden Menschen je zu einer gemeinsamen Auffassung dessen, was ist und was in dieser Beziehung sein soll, kommen kann, wird das *Trotzdem* des Gefühls der Liebesverbun-

denheit entgegengesetzt.“ (Hahn 1983: 214; Hervorhebung durch die Verfasserinnen)

Es zeigt sich eine Art „Jetzt erst recht“-Haltung, die als Hinweis auf eine *Verliebtheitsfiktion* im virtuellen Raum interpretiert werden kann. Die Liebe als leidenschaftliche Emotion wirkt realitätsentlastend und vermittelt Gefühle von Sicherheit und Einssein (vgl. ebd.). Für die Realwelt hat Alois Hahn (1983: 211) den Begriff der *Konsensfiktion* geprägt, der junge Paare bzw. Ehen kennzeichnet, deren Beziehungen auf fiktiven Übereinstimmungen und Gemeinsamkeiten zentraler Welt- und Lebensauffassungen, Normen und Werte oder auf Gefühlen beruhen.

Thema 2:

Virtuelle Attraktivität

Aufgrund der Entkörperlichung der virtuellen Begegnung müssen alternative Kriterien zur physischen Attraktivität gefunden werden. In den Beiträgen zeigt sich, dass es vor allem Merkmale der geschriebenen Sprache sind, zum Beispiel die Ausdrucksweise oder die emotionale schriftliche Kommunikation.

„[...] ich habe meinen Mann vor 8 Jahren im Internet kennengelernt und verliebte mich in seine Art des Schreibens.“

Illouz (2012: 119) spricht in diesem Zusammenhang von einer *Textualisierung der Subjektivität*, in der die Persönlichkeit mittels Sprache externalisiert und

objektiviert wird.

„Wir haben uns von Anfang an super verstanden, stundenlang miteinander geschrieben und total viel gelacht bevor wir uns das erste mal trafen.“

So kommt das Gefühl auf, dass man sich schon lange kennt, und zwar auch im realen Leben, wenn man sich zum ersten Mal trifft. Für Illouz (2012: 119) markiert dieses Merkmal eine Umkehrung der Ordnung: Während beim klassischen Verlieben die interpersonelle Anziehung normalerweise dem Wissen über den anderen vorausgeht, kennzeichnet das Internet das Gegenteil insofern, als dass hier das Wissen über die andere Person der Anziehung bzw. physischen Präsenz vorangeht.

„Bei mir hat es [...] gefunkt und zwar nach bestimmt ein paar 100 Mails und ungefähr 4 mehrstündigen Telefonaten [...]. Als wir uns dann zum ersten Mal trafen [...] war zwischen uns eine so große Vertrautheit, als ob wir uns schon lange kennen würden.“

Ähnlichkeit und Nähe im Sinne einer gemeinsamen Gedankenwelt scheinen Voraussetzungen dafür zu sein, dass eine Konversation leicht fällt und überhaupt über den anfänglichen Kontakt hinaus weiter verfolgt wird.

„Not only did he become nicer to me, he became more and more attractive. We slowly got closer and closer.“

Andere sehen das Internet als spannenden Bereich für eine Partnersuche, wobei

das geäußerte Interesse an der eigenen Person Bedürfnisse nach Anerkennung befriedigt und das Selbstwertgefühl aufgrund positiver Evaluierung durch andere bestärkt (vgl. Fürst 2014: 104).

„Es ist aufregend und spannend, anzuschreiben und angeschrieben zu werden und es ist gleichzeitig aufreibend. Man kann Stunden am PC verbringen, immer nochmal neu scannen und sich wundern, warum manche tolle Menschen keinen Partner haben, sondern aktiv suchen.“

Die Anonymität ermöglicht intime Gespräche, die im realen Leben so nicht oder erst, nachdem man sich lange kennt, stattfinden würden. Diese Kombination von Anonymität und geringerer Hemmschwelle wird als eine optimale Voraussetzung für das Verlieben betrachtet.

„Die Hemmschwelle ist niedrig und man fühlt sich schneller wohl, weil man während der Unterhaltung in seinen eigenen 4 Wänden bleibt. Es sind also beste Voraussetzungen geschaffen um sich zu verlieben. Was sonst Wochen gedauert hat, passiert nun durch getippte Worte innerhalb von ein paar Tagen [...].“

Darüber hinaus werden ebenfalls die Stimme und die visuelle Repräsentation in Form eines Fotos genannt, welche die Attraktivität des virtuellen Gegenübers prägen.

„[...] his voice was absolutely intoxicating and I couldn't get enough of it. To

me, that was the beginning of love.“

„And I won't lie - I saw a photo of a guy who had literally the most beautiful, cutest smile I've ever seen! [...] Started reading the description... Usual stuff. Interesting, but nothing making me go "wow!". Until, at some point I noticed a sentence that triggered the biggest and the best change in my entire life.“

Der Prozess des Verliebens ist durch den Übergang zu anderen Medien nach der Kontaktaufnahme im Chat oder einer Kontaktbörse gekennzeichnet, also zum Beispiel mit einem Wechsel des Kommunikationsmediums zu Telefon, SMS oder WhatsApp. So wird die Interaktion persönlicher und der/die Chatpartner_in ist nicht mehr nur eine_r von vielen aus der Masse des Internets. Auch können weitere Informationen über das Gegenüber generiert bzw. über sich selbst preisgegeben und dadurch die virtuelle Anonymität durchbrochen werden. Das Telefonieren wird bewusst dazu genutzt, der Idealisierung entgegenzuwirken.

„Ich fands hilfreich zu telefonieren, bevor man sich trifft, weil man schnell merkt, ob man sich tatsächlich was zu erzählen hat oder sich den anderen schönschreibt.“

Gerade das Telefonieren stellt eine Zwischenform zwischen der anonymen Onlinekommunikation und dem persönlichen Zusammentreffen in der Realwelt dar, da man bereits viele für die Person charakteristische Eindrücke gewinnt,

die über Schriftkontakt nicht vermittelt werden konnten. Hierzu zählen Stimme, Sprechart oder die Art zu lachen.

Thema 3:

Fehlen sinnlicher Wahrnehmung

Eine zentrale Diskussion in den Internetforen betrifft die Frage nach der Wichtigkeit von äußeren Faktoren wie Aussehen, Geruch oder Körpersprache für das Verlieben. Einerseits findet man die Auffassung, dass man alleine über den Chat das ‚wahre Wesen‘ einer Person besser erfahren kann, da man dabei nicht von diesen äußeren Faktoren abgelenkt ist und sich alleine auf den Charakter des Gegenübers konzentrieren kann.

„Virtuelles Verlieben i s t möglich und damit basta! Doch dazu benötigt es Menschen die vom Äußeren absehen können und auf s e e l i s c h e Dinge schauen.“

Diese Authentizität des virtuellen Selbst basiert auf der Entkörperlichung der Kommunikation und Interaktion. Romanzen im Netz, so Illouz (2012: 114), sind Beziehungen in der Realwelt ideologisch überlegen, weil sie den Körper ausschalten und damit einen angeblich „vollständigeren Ausdruck des eigenen authentischen Selbst ermöglichen“. Die andere Perspektive, die in der Analyse erkennbar wird, ist, dass man im Internet nur einen kleinen Ausschnitt der Person kennenlernt und das Gesamtbild verborgen bleibt. Die Personen, welche

diese Sichtweise vertreten, berichten oft, dass sie zwar ansprechende Onlinekonversationen gehabt hätten, bei einem Treffen dann aber sofort gewusst hätten, dass keine Beziehung entstehen kann. Sie wussten direkt, dass das physische Gegenüber nicht für sie infrage kommt, waren nicht verliebt oder empfanden nur freundschaftliche Gefühle. In Anlehnung an Jean-Claude Kaufmann (2011) kann das erste Treffen in der Realwelt als Nullpunkt der Beziehung charakterisiert werden.

„Und per Mail und Telefon war alles wirklich verheißungsvoll. Beim Date war für mich dann in den ersten 10 Sekunden schon klar, dass aus uns kein Paar wird. Gut unterhalten konnten wir uns aber trotzdem.“

Die erste Perspektive entspricht einer idealisierten Vorstellung, die darauf beruht, sich alleine auf der Grundlage des Charakters einer Person in sie zu verlieben. Scheinbar „oberflächliche“ Faktoren wie das Aussehen sollten dabei nicht zählen und stören nur. Die zweite Perspektive ist pragmatischer. Die Bedeutung von externen Faktoren für das Verlieben wird anerkannt. Gerade die Erkenntnis, dass einem das Aussehen des Partners wichtiger ist, als man vor sich selbst zugegeben hat, wird aber als unangenehm empfunden.

„Außerdem sehe ich mich beim Durchforsten dieser Profile mit den Abgründen meiner Persönlichkeit und der eige-

nen Oberflächlichkeit konfrontiert und das gefällt mir nicht. Ich dachte immer, mir ist Aussehen beim Lieben nicht so wichtig. [...] Aber das Internet macht es eben so viel leichter seine Oberflächlichkeit auszuleben. Ich ertappe mich so oft dabei: Das Profil von jemandem, dessen Foto ich nicht halbwegs attraktiv finde oder an dem mich nur eine Kleinigkeit stört, schaue ich mir gar nicht erst genauer an, obwohl der Mensch vielleicht super nett ist.“

Die körperliche Attraktivität hat einen enormen Einfluss auf die zwischenmenschliche Anziehung. Zugleich zeigt dieses Zitat ein Paradoxon des virtuellen Verliebenseins auf: Trotz der entkörperlichten Aspekte des Internets sind Schönheit und Körperlichkeit als Grundlage des Verliebenseins omnipräsent (vgl. Illouz 2012: 123).

Rückblick

Im Vordergrund des Artikels standen Fragen nach den Unterschieden zwischen Verliebenseins offline und online sowie der virtuellen Konstruktion des Verliebenseins. Auf der Grundlage einer qualitativen Inhaltsanalyse von Erfahrungsberichten in Internetforen und Blogs konnten drei Themen identifiziert werden: 1) Rationalisierung vs. Idealisierung, 2) Virtuelle Attraktivität und 3) Fehlen sinnlicher Wahrnehmung. Virtuelles Verliebenseins erscheint als ein Gefühl, das sich im Spannungsfeld zwischen

Rationalisierung und Idealisierung bewegt. Auf der einen Seite zeigt sich ein Bewusstsein über den flüchtigen und unsicheren Charakter des Verliebenseins, indem die empfundenen Gefühle beispielsweise als ‚Schwärmerei‘ bezeichnet werden. Der virtuelle Raum verhindert das Entstehen von ‚echten‘ Gefühlen. Auf der anderen Seite jedoch findet man tiefe emotionale Liebesbekenntnisse, in denen sich Idealisierung, Phantasie und Hoffnungen auf Glück widerspiegeln. Verliebenseins wird als authentisches Gefühl konstruiert, da aufgrund der Entkörperlichung der Interaktion das „reale Selbst“ Grundlage der zwischenmenschlichen Anziehung ist (vgl. Illouz 2012: 114). Das Fehlen sinnlicher Wahrnehmung zeigt sich somit als zentraler Diskussionspunkt in den Internetforen. Im Rahmen dieser entkörperlichten Interaktion sind andere Attraktivitätsmerkmale entscheidend, wie Charakteristiken der geschriebenen Sprache und die Qualität der virtuellen Kommunikation, die als Hinweise auf die Persönlichkeit gedeutet werden und emotionale Nähe entstehen lassen. Diese Befunde müssen jedoch durch weitere Studien abgesichert werden.

In der vorliegenden Untersuchung wurde zudem nicht zwischen dem Verliebenseins in Chats, Datingportalen oder Onlinepartnersuchdiensten differenziert. Vor allem für Letztere können spezifische Sinnstrukturen vermutet werden, denn sie symbolisieren einen „rationalisierten Modus der Partnerwahl, was der Vor-

stellung von Liebe als einer unerwarteten Epiphanie widerspricht“ (ebd.: 134). Die Analyse von Erfahrungsberichten in Internetforen und Blogs stellt zudem nur eine Methode dar, den Ausdruck von Gefühlen zu erforschen. Vertiefend könnten Interviews mit Nutzer_innen weitere Erkenntnisse über Motive, Einflüsse verschiedener virtueller Kommunikationsformen (zum Beispiel E-Mail, Skype) auf das emotionale Empfinden, Unterschiede zwischen Verlieben und Liebe oder den Verlauf der Begegnung in der Realwelt liefern. Auch sollten zukünftige Studien geschlechtsspezifische Gefühls- und Expressionsnormen (Hochschild 2006) in Bezug auf virtuelles Verlieben analysieren, da vor allem weibliche Erfahrungsberichte in Foren und Blogs zu finden sind. Diese Forschungsthemen konnten in der vorliegenden Studie nicht hinreichend untersucht werden.

Das Verlieben im Internet beruht prinzipiell auf ähnlichen Faktoren wie das Verlieben offline: Nähe und Ähnlichkeit sind Voraussetzungen dafür, dass eine Konversation zustande kommt. Das Internet erleichtert die Kontaktaufnahme und es entwickeln sich Gespräche, die sehr intim werden können. Zudem hilft es dabei, für das Verlieben und die Partnerwahl grundsätzliche Forderungen zu erfüllen. Es stellt einen Kontaktmarkt zur Verfügung, wodurch man auf potenzielle Partner_innen trifft, die ebenfalls auf der Suche sind. Ähnlichkeit und Anonymität vereinfachen die Kontakt-

aufnahme. Das tatsächliche Verlieben hängt dann aber auch von Faktoren ab, die nicht durch das Internet vermittelt sind – und zwar externe, körperlich-sinnliche Merkmale. Das berichtete hohe Enttäuschungspotenzial nach der ersten physischen Begegnung weist entscheidend darauf hin (vgl. auch Illouz 2012, Kaufmann 2011). Diese Befunde sprechen vielmehr für eine *Verliebtheitsfiktion*, die für Onlinebegegnungen charakteristisch ist. Fehleinschätzungen des Gegenübers, wie sie Hahn (1983) für die Realwelt beschrieben hat, werden durch die entkörperlichte Kommunikation im virtuellen Raum gefördert. Gründe hierfür sind Selbstdarstellungen oder die Unschärfe der Wahrnehmungen und Interpretationen der fremden Interaktionspartner_innen (vgl. ebd.: 223). Face-to-face-Interaktionen hingegen bilden die Grundlage von ‚verlässlicheren‘ Wahrnehmungs- und Erwartungsstrukturen (vgl. Geser 1998: 8). So treffen im Cyberspace nicht reale Menschen aufeinander, sondern „Medienidentitäten“ (Höflich 2004: 156). Diese Faktoren fördern Fiktionen und Fehlannahmen des Gegenübers und produzieren somit eine hohe Enttäuschungsanfälligkeit des virtuellen Verliebten. Jeana H. Frost et al. (2008: 52) unterscheiden in diesem Zusammenhang zwischen „suchbaren“ Eigenschaften (zum Beispiel Alter, Einkommen), die im Internet zur Verfügung gestellt werden, und „erlebbaren“ Eigenschaften von Personen, wie beispielsweise Humor.

Vor allem Letztere sind für das Verlieben entscheidend und können nur in einer Face-to-Face-Interaktion erfahren werden. So liegt der Kern der romantisch-emotionalen Anziehungskraft vielmehr in physisch-sinnlichen Qualitäten begründet. Für das spontane, ‚irrationale‘ Verlieben gilt, dass auch unbedeutende körperliche Gesten romantische Empfindungen auslösen können (vgl. Illouz 2012: 151). Hierzu zählt Illouz (ebd.) beispielsweise die „Art, wie man seinen Körper in der Welt bewegt und trägt“, sei es, „wie jemand eine Zigarette im Wind anzündet“ oder „das Haar zurückwirft“. „Daß die Liebe irrational war, hieß, dass man keiner kognitiven oder empirischen Kenntnisse bedurfte, um zu wissen: Das ist er!“ (ebd.: 135)

Wesentlich für das Verlieben ist das Gesamtbild einer Person – als physisches Gegenüber, in dem verschiedene persönliche Eigenschaften miteinander integriert und als „erlebter Körper“ erfahren werden (vgl. Illouz 2012: 155). Onlineinteraktionen vermögen es nicht, die Gesamtpersönlichkeit zu erfassen, die sich aus dem Zusammenspiel von Körpererscheinung, Gestik und Mimik konstituiert (vgl. Geser 1998: 5). Nicht einzelne, fragmentierte und selektiv dargestellte Merkmale einer Person im virtuellen Raum zählen, sondern der Zusammenhang einer Vielfalt von Eigenschaften macht die Attraktivität aus. Das Internet vermag für diese Grundlagen der

menschlichen Gefühle keinen Ersatz zu bieten.

ZU DEN AUTORINNEN

Vivien Milz, 24, studiert Publizistik und Kommunikationswissenschaften mit den Nebenfächern Psychologie und Betriebswirtschaft an der Universität Zürich. Zu ihren wissenschaftlichen Interessenschwerpunkten zählt die Medienpsychologie.

Annina Stahl, 20, studiert Soziologie mit dem Nebenfach Volkswirtschaft an der Universität Zürich. Ihre Forschungsinteressen sind: Wirtschaftssoziologie, Globalisierung und Wissenschaftssoziologie.

Dr. Nina R. Jakoby, 38, ist Oberassistentin und Lehrbeauftragte am Soziologischen Institut der Universität Zürich. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Soziologie der Emotionen, Soziologische Theorien, Soziale Ungleichheit, Empirische Sozialforschung, Familie und Verwandtschaft.

LITERATUR

Adamski, Kathrin (2011): 7-38-55. Botschaften und Kommunikationswirkung? Online verfügbar unter: http://www.bmt.de/7-38-55_botschaften_und_kommunikationswirkung (18.05.2014).

Aron, Arthur (1986): *Love and the Expansion of Self: Understanding Attraction and Satisfaction*. New York: Hemisphere/Harper & Row.

Aronson, Elliot/Wilson, Timothy D./Akert, Robin M. (2004): *Sozialpsychologie*. München: Pearson.

Arvidsson, Adam (2006): „Quality Singles“: Internet Dating and the Work of Fantasy. In: *New Media and Society*, Jg. 8/4, S. 671–690.

Baker, Andrea (2002): What Makes an Online Relationship Successful? Clues from Couples who Met in Cyberspace. In: *CyberPsychology & Behavior*, Jg. 5/4, S. 363–375.

Benski, Tova/Fisher, Eran (2014): Introduction. In: Benski, Tova/Fisher, Eran (Hrsg.) (2014): *Internet and Emotions*. New York: Routledge, S. 1–14.

Ben-Ze'ev, Aaron (2004): *Love Online: Emotions on the Internet*. Cambridge: Cambridge University Press.

Daneback, Kristian/Mansson, Sven-Axel/Ross, Michael W. (2007): Using the Internet to Find Offline Sex Partners. In: *CyberPsychology & Behavior*, Jg. 10/1, S. 100–107.

Fisher, Helen (2006): Why we love, why we cheat? Online verfügbar unter: https://www.ted.com/talks/helen_fisher_tells_us_why_we_love_cheat (18.05.2014).

Fürst, Henrik (2014): Emotional Socialization on a Swedish Internet Dating Site. The Search and Hope for Happiness. In: Benski, Tova/Fisher, Eran (Hrsg.): *Internet and Emotions*. New York: Routledge, S. 99–112.

Frost, Jeana H./Chance, Zoe/Norton, Michael I./Ariely, Dan (2008): People are Experience Goods. Improving Online Dating with Virtual Dates. In: *Journal of Interactive Marketing*, Jg. 22/1, S. 51–61.

Geser, Hans (1998): Metasozilogische Implikationen des „Cyberspace“. In: *Sociology in Switzerland. Toward Cybersociety and Vireal Social Relations*, Zürich. Online verfügbar unter: http://socio.ch/intcom/t_hgeser03.htm (20.06.2010).

Hahn, Alois (1983): Konsensfiktionen in Kleingruppen. Dargestellt am Beispiel junger Ehen. In: Neidhardt, Friedhelm (Hrsg.): *Gruppensoziologie*. Sonderheft der

Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 210–232.

Hill, Paul B./Kopp, Johannes (2004): *Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven*. Wiesbaden: VS.

Hochschild, Arlie R. (2006): *Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle*. Frankfurt am Main: Campus.

Höflich, Joachim R. (2004): Kommunikation im Cyberspace und der Wandel von Vermittlungskulturen: Zur Veränderung sozialer Arrangements mediatisierter Alltagskommunikation. In: Thiedecke, Udo (Hrsg.): *Soziologie des Cyberspace: Medien, Strukturen und Semantiken*. Wiesbaden: VS, S. 144–169.

Illouz, Eva (1997): *Consuming the Romantic Utopia. Love and the Cultural Contradictions of Capital*. Berkeley: University of California Press.

Illouz, Eva (2012): *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kaufmann, Jean-Claude (2011): *Sex@amour. Wie das Internet unser Liebesleben verändert*. Konstanz: UVK.

Mayring, Philipp (1997): *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim: Deutscher Studien-Verlag.

Mees, Ulrich (1997): *Liebe und Verliebtsein? Online verfügbar unter: <http://www.presse.uni-oldenburg.de/25056.html>* (18.05.2014).

Meyer, Heinz (1994): *Sexualität und Bindung*. Weinheim: Beltz.

Ritzer, Georg/Jurgenson, Nathan (2010): Production, Consumption, Prosumption: The Natur of Capitalism in the Age of the Digital „Prosumer“. In: *Journal of Consumer Culture*, Jg. 10/1, S. 13–36.

Scott, Veronica M./Mottarella, Karen E./Lavooy, Maria J. (2006): Does Virtual Intimacy Exist? A Brief Exploration into Reported Levels of Intimacy in Online Relationships. In: *CyberPsychology & Behavior*, Jg. 9/6, S. 759–761.

Thiedecke, Udo (2004): *Wir Kosmopoliten. Einführung in eine Soziologie des Cyberspace*. In: Thiedecke, Udo (Hrsg.): *Soziologie des Cyberspace: Medien, Strukturen und Semantiken*. Wiesbaden: VS, S. 15–47.

Orientierung, Authentizität und Gefühl

Emotionale Ambivalenz und Entscheidung im Kontext der Gegenwartsmoderne

von Eva-Maria Bub

Die folgenden Ausführungen beinhalten eine emotionssoziologische Auseinandersetzung mit emotionalen Ambivalenzen, die im Weiteren als gleichwertige, antagonistische Gefühle im Kontext der Gegenwartsmoderne verstanden werden. Basierend auf aktuellen Zeitdiagnosen, die die Gegenwartsmoderne als eine Kultur der Selbstständigkeit beschreiben, und dem damit einhergehenden Authentizitätsimperativ, wird untersucht, wie im Kontext von Kontingenz entschieden bzw. gehandelt werden kann. Insbesondere die Fragen nach den jeweils *eigenen* Bedürfnissen und Wünschen nach dem *Selbst*, die vor allem durch Gefühle zum Ausdruck gebracht werden sollen, werden im populärwissenschaftlichen Diskurs als Handlungs- und Entscheidungssicherheiten überwindend genannt. Hierauf aufbauend werden anhand der Analyse von narrativen Interviews Entscheidungszwiespälte aufgezeigt, die darlegen sollen, dass Emotionen jenem Anspruch nicht immer Genüge tun können. Denn Ambivalenzen zählen ebenso zur emotionalen *conditio humana* wie eindeutige und damit orientierende Gefühle. Was also passiert, wenn in diesem Kontext die eigenen Emotionen *nicht* leitend wirken, da sie nicht klar eingeordnet werden können, ist eine zentrale Frage dieses Artikels. Nach einer theoretischen Herleitung stehen die teilweise überfordernden Erfahrungen der emotionalen Ambivalenz und Entscheidungsunsicherheiten innerhalb der Kultur der Selbstständigkeit im Vordergrund. Diese zunächst pessimistisch anmutende Erkenntnis wird jedoch durch ihre etwaige von der Kultur der Selbstständigkeit emanzipatorische Dimension relativiert.

29

abstract

Emotionen und Entscheidung. Über Ratgeber und Ratlosigkeit

Eine klassische Frage innerhalb der Soziologie ist jene des Handelns und Entscheidens. Modelle wie die des *homo oeconomicus*, des *homo sociologicus* oder auch des *emotional man* geben jeweils unterschiedliche Antworten auf

die Frage des Handelns und Entscheidens, die entweder Rationalität, Normen oder Emotionen fokussieren. Während die Handlungstheorie ein integratives Modell all jener handlungsleitenden Aspekte vorschlägt, werden im populärwissenschaftlichen Diskurs – wie im vorangestellten Zitat deutlich wird – zuneh-

mend Emotionen in den Vordergrund des Handelns und Entscheidens gerückt. Jene Entwicklungen werden auf einen für die Gegenwartsmoderne spezifischen „therapeutischen Narrativ“ (Illouz 2006: 75) zurückgeführt und gehen mit einer „Psychologisierung der Gesellschaft“ (Schnabel 2012: 17) einher. Folglich steigt die Aufmerksamkeit für die eigenen Gefühle, bis dahin, dass Emotionen nicht nur unser Handeln und Entscheiden beeinflussen, wie integrative Modelle der Handlungs- und Entscheidungsmodi nahelegen; vielmehr *sollen* Emotionen uns auch beeinflussen. Mit der ursprünglichen Intention, der Kälte des Kapitalismus etwas entgegen zu setzen, versteckt sich hinter der Emotionalisierung des Alltags „die Auffassung, dass Gefühle den inneren, den eigentlichen Kern eines Menschen preisgeben“ (Frevert 2009: 187) und somit mit Authentizität gleichgesetzt werden können. Die Aufmerksamkeit für die eigenen Emotionen und die Suche nach Authentizität kann darüber hinaus im Lichte der Gegenwartsmoderne auch als ein Resultat der gegenwärtigen Erosion von Entscheidungssicherheiten betrachtet werden, wie sie wiederum im Diskurs um die Kultur der Selbstständigkeit umschrieben werden. Emotionen werden in diesem Zusammenhang zur Überwindung von Entscheidungs- und Handlungsunsicherheiten angerufen und damit zu verleblichten Positionierungen stilisiert (vgl. Röttger-Rössler

2004: 87ff.). Gefühle als aus dem Inneren kommende Orientierungshilfen setzen jedoch Eindeutigkeit im Fühlen voraus. Da emotionale Ambivalenzen jedoch ebenso zur emotionalen *conditio humana* zählen, beschäftige ich mich im Rahmen dieses Artikels mit der Frage, was passiert, wenn unser Bauchgefühl uns im Stich lässt, da es nicht klar eingeordnet werden kann. Dieser zunächst dem phänomenologischen Paradigma einer verstehenden Soziologie unterworfenen Forschungsansatz wird durch eine kultursoziologische Perspektive ergänzt. Aus dieser wird der Frage nachgegangen, in welchem Zusammenhang emotionale Ambivalenzen und die Gegenwartsmoderne selbst stehen. All jene Ausführungen basieren auf der Kernthese, dass Emotionen nicht einfach nur von kulturellen und sozialen Einflüssen unabhängige physiologische Zustände darstellen. Vielmehr werden Emotionen in und durch Kultur vermittelt. Wenngleich die Emotionsdefinitionen von Autor_in zu Autor_in stark variieren, besteht weitgehend Einigkeit in den Punkten, dass „[e]motions involve: (a) appraisals of a situational stimulus or context, (b) changes in physiological or bodily sensations, (c) the free or inhibited display of expressive gestures, and (d) a cultural label applied to specific constellations of one or more of the first three components. All four components need not be present simultaneously for an emotion to be experienced or to be recognized by others“

„In diesem Sinne werden das leibgebundene Erleben und kognitive Erfahren als einander konstituierend betrachtet.“

(Thoits 1989: 318). Jon Elster ergänzt diese Punkte noch um „cognitive antecedents, intentional objects [...] and action tendencies“ (Elster 1998: 49).

Es werden also weder die Körper- und Leibgebundenheit von Emotionen in Abrede gestellt, noch negiert, dass Emotionen mit Kognitionen in Zusammenhang stehen und insofern als kulturell überformt betrachtet werden können. An die Tradition pragmatistischer Handlungstheorie anlehnend, lässt sich also „gegen eine bloße Addition von Überzeugungen, Wünschen, Urteilen und Körpergefühlen [...] die These formulieren, dass Emotionen körperlich-mentale Zustände sui generis darstellen, in denen ein Objekt als mit einer bestimmten Werteigenschaft besetzt erlebt wird“ (Adloff / Jörke 2013: 27). In diesem Sinne werden das leibgebundene Erleben und kognitive Erfahren als einander konstituierend betrachtet. Da emotionale Erfahrung wie Frank Adloff und Dirk Jörke herausstellen, auf Artikulation angelegt ist, ist das Erleben „nur eine Komponente der Erfahrung, die sich ‚vollständig‘ erst im Austausch zwischen qualitativem Lebensvollzug und kultureller Sinndeutung vollzieht. [...] In diesem Sinne stehen Erleben und Beschreibung in einem

konstitutiven Verhältnis spannungsreichen Wandels zueinander“ (Adloff / Jörke 2013: 32f.). Die Reflexivierung, die das Erlebte zu einer Erfahrung transformiert, orientiert sich dabei an intersubjektiv geteilten Deutungsmustern. Da die Gegenwartsmoderne jedoch aktuellen Zeitdiagnosen folgend nur noch als „Anbieter von Interpretationen“ (Junge 2000: 195) fungiert, kann auch die dem emotionalen Erleben nachträgliche Reflexivierung eben jener Kontingenz der Situationsdeutung unterliegen und Emotionen so als ambivalent erfahren werden. Bei jener Verschränkung von Gegenwartsmoderne und emotionalen Ambivalenzerfahrungen handelt es sich jedoch weder um eine erneute Ausrufung eines Epochenbruchs noch um die Stilisierung der emotionalen Ambivalenz als gegenwartspezifisches Phänomen. Im Fokus der Aufmerksamkeit steht statt eines Vergleiches die Beschreibung der gegenwärtigen kulturellen Codes der Diskursivierung von Gefühlen und ihrer paradoxen Folgen. Diese brachte den Imperativ der emotionsgeleiteten Authentizität hervor, durch welchen in der Realität nicht immer eine Orientierungssicherheit gewonnen werden kann. In diesem Sinne wird in den folgenden

Abschnitten die für die weiteren Ausführungen grundlegende Annahme einer Kultur der Selbstzuständigkeit mittels einiger Zeitdiagnosen kurz ausgeführt. Hierbei handelt es sich um die Theorie der reflexiven Modernisierung nach Ulrich Beck et al. (1994; 2001; 2004), die Postmoderne-Theorie nach Zygmunt Bauman (1999; 2000; 2005) und den Subjektivierungsdiskurs im Kontext der Gouvernementalitätsstudien nach Ulrich Bröckling (2007a; 2007b). Von eben jener Kultur der Selbstzuständigkeit ausgehend, wird im weiteren Verlauf ein Authentizitätsimperativ als Modus des Handelns und Entscheidens konstatiert, durch welchen auch Emotionen weiter in den Vordergrund rücken. Darauf aufbauend wird anhand eigens gewonnenen empirischen Datenmaterials entlang der Leitlinien der Grounded-Theory-Methodologie nach Anselm Strauss und Juliet Corbin (vgl. Strauss/Corbin 1996) der Frage nachgegangen, wie Authentizität als Entscheidungsgrundlage unter der Bedingung von emotionaler Ambivalenz hergestellt werden kann. Als zentrale Handlungsstrategie in der emotionalen Ambivalenz wird das Warten ausgemacht. Neben der oftmals als prekär anmutenden Orientierung an den eigenen Gefühlen wird abschließend das Augenmerk auf den womöglich emanzipatorischen Gehalt

jener abwartenden Haltung in der emotionalen Ambivalenz gelegt.

Die Gegenwartsmoderne als Kultur der Selbstzuständigkeit

Aktuell wird die Gegenwartsmoderne als eine Kultur der Selbstzuständigkeit umschrieben (vgl. Neckel/Wagner 2013: 31 in Anlehnung an G.

Ambivalenz als diskursübergreifende Gemeinsamkeit gegenwärtiger Zeitdiagnosen.

Günter Voß), zu deren Hauptmerkmalen die Freisetzung des Individuums aus traditionellen, handlungsleitenden und identitätssichernden Vorgaben zählt. Zwar resultieren aus dieser Freisetzung positive Effekte, wie beispielsweise Autonomiezugewinne, jedoch haben diese auch Unsicherheiten auf Handlungsebene, Ungewissheiten, Ambiguitäten und Ambivalenzen im Sinne von Mehrdeutigkeiten und Gleichwertigkeiten zur Kehrseite (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994: 18). Folgt man diesen Zeitdiagnosen, tritt an die Stelle von Traditionen, die zwar einerseits Handlungsmöglichkeiten limitieren, andererseits in der Begrenzung auch handlungsermöglichend wirken, das Subjekt als „homo optionis“ (Beck /Beck-Gernsheim 1994: 16). Damit gerät die Kultur der Selbstzuständigkeit zu einer „Entscheidungsgesellschaft“ (Schimank 2005), in deren Folge sich nach Bauman ein Unbehagen breit macht, das „aus einer Freiheit [entsteht],

die auf der Suche nach Lustgewinn zu wenig individuelle Sicherheit toleriert“ (Bauman 1999: 11). Wo Sicherheiten zugunsten von Freiheiten aufgegeben werden, führt dies zu einem Orientierungsverlust. So konnten sich auf der einen Seite zwar Werte wie Selbstverwirklichung etablieren, auf der anderen Seite steht aber das auf sich selbst verwiesene Subjekt mit allen dies einschließenden Unsicherheiten und Überforderungen (vgl. Bröckling 2007a: 74). In dieser Lesart nehmen folglich die Ambivalenzen zu und bilden die diskursübergreifenden Gemeinsamkeiten dieser hier kurz umrissenen Gegenwartsbeschreibung.

Vor dem Hintergrund eines emotionssoziologischen Beitrags über emotionale Ambivalenzen stellt sich nun die Frage nach der Relevanz dieser Gegenwartsbeschreibung für die weiteren Ausführungen. Der Perspektive Sighard Neckels folgend, der Emotionen als „Bindeglieder zwischen Akteur und Gesellschaftsstruktur“ (Neckel 2006: 135) begreift, schlagen sich jene Entwicklungen – so meine zentrale These – auf der Gefühlsebene in Form von emotionalen Ambivalenzen nieder. In diesem Sinne führt die Kontingenz der Gegenwartsmoderne zu vieldeutigen Situationsdefinitionen und offenen Handlungsmodi, die wiederum Uneindeutigkeit und Widersprüche im Fühlen hervorrufen können. Bei den folgenden Ausführungen geht es also um das Aufzeigen vorliegender Korrespondenzen zwischen der Kultur der Selbst-

zuständigkeit und emotionalen Ambivalenzerfahrungen, die mit den kulturellen Codes der aktuellen Diskursivierung des Gefühlslebens einhergehen.

Die dieser – für die weiteren Abschnitte zentralen – Verknüpfung zwischen Gegenwartsmoderne und emotionalen Ambivalenzen zugrunde liegenden Zeitdiagnosen blieben jedoch nicht kritiklos. Dies muss ebenso reflektiert werden, wenn es darum geht, die Reichweite der eigenen zuvor skizzierten These zu ermitteln.

So weist beispielsweise Uwe Schimank daraufhin, dass die „heraufbeschworenen seelischen Qualen des homo optimis [...] längst nicht immer gegeben“ (Schimank 2009: 85) sind. So findet laut Schimank „das Gros des Handelns [...] nicht entscheidungsförmig statt, sondern [...] folgt eingespielten Habitualisierungen“ (ebd.). Die Reichweite der Kultur der Selbstzuständigkeit als umfassende Zeitdiagnose ebenso wie die Omnipräsenz von Ambivalenzen werden so erheblich eingeschränkt. Tatsächlich sind weder Entscheidungen, Entscheidungsunsicherheiten noch (emotionale) Ambivalenzen in der Gegenwartsmoderne omnipräsent. Daher kann auch nicht von einem permanent überforderten, emotional ambivalentem Subjekt die Rede sein, was im Übrigen auch die Autoren selbst einräumen (vgl.: Bonß 2009: 163ff.; vgl.: Bröckling 2002: 13). Auch die Entscheidungsunsicherheiten selbst kreisen im Kontext meiner Interviews

Untreue, Karrierepläne oder Familienplanung. Doch zentral ist die weitgehend unumstrittene Erkenntnis dieser Gegenwartsbeschreibung, dass sofern es auf Subjektebene zu Handlungsproblemen und in der Folge zu Entscheidungsunsicherheiten kommt, es den Subjekten an externen Orientierungsgebern mangelt, jene Entscheidungsunsicherheiten zu überwinden. Im Vordergrund steht somit weniger die Analyse des Handlungsproblems selbst, als vielmehr der jeweilige Bearbeitungsmodus und dem damit im Zusammenhang stehende Authentizitätsimperativ, wie folgender Abschnitt aufzeigt.

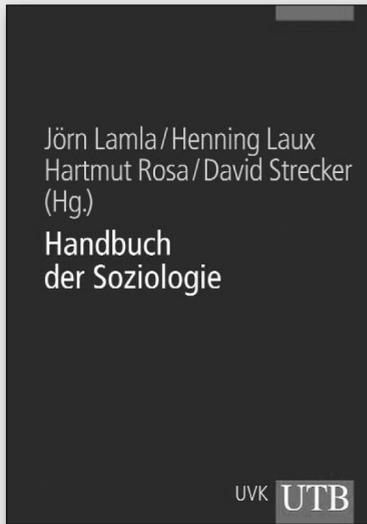
Ich fühle also bin ich! Zum Authentizitätsimperativ der Gegenwartsmoderne und Emotionen als authentizitäts- stiftende Orientierungshilfe

“The feminist and therapeutic persuasions produced new emotional practices, entailing new ways of attending to emotions and new ways of using cultural categories and discourses to classify emotions, label them, explain them, and transform them” (Illouz 2008: 136).

Getragen von Bildungsexpansion und Frauenbewegung, Therapie-Boom, sexueller Liberalisierung und pädagogischer Alternativkultur kann seit den 1960er Jahren von einer „Kultur der Selbstthematisierung“ (Burkart 2006: 21f.) gespro-

chen werden. Was ursprünglich jedoch als ein Akt der Befreiung von Unterdrückung, kapitalistischer Kälte und repressiven Traditionen gedacht war, wurde innerhalb der Kultur der Selbstständigkeit zu einer „strukturell bedingte[n] Notwendigkeit zur Selbstreferenz“ (Winkel 2006: 288). Die Suche nach Authentizität, die hier verstanden wird als innere Kohärenz, also der Übereinstimmung des Handelns mit dem „inneren“ Wollen, gewinnt gerade im Kontext von Kontingenzen an Bedeutung. Mehr noch: Sie wird im Anschluss an Michel Foucault zur hegemonialen Subjektivierungsform und zur sinnstiftenden Handlungslogik der Kultur der Selbstständigkeit (vgl. Bröckling 2007a: 27ff.). Vor dem Hintergrund der Erosion von Entscheidungssicherheiten, dem damit einhergehenden Werte- und Normenpluralismus und der Diversifizierung dessen, was sozial anerkannt wird, muss das Handeln und Entscheiden in Problemsituationen nahezu zwangsläufig nach anderen Kriterien ausgerichtet werden. Authentizität wird so zum maßgeblichen Entscheidungs- und Handlungsmodus und führt zu einer vermehrten Selbstthematisierung, -aufmerksamkeit und -beobachtung (vgl. Burkart 2006: 7ff.). Auch Emotionen als „authentische Signifikanten“ (Frevort 2009: 186) rücken damit stärker in den Fokus ebenjener Aufmerksamkeit. Demnach tritt an die Stelle von sozialen Ordnungsmustern und festen Vorgaben das Selbst, dass der Idee nach

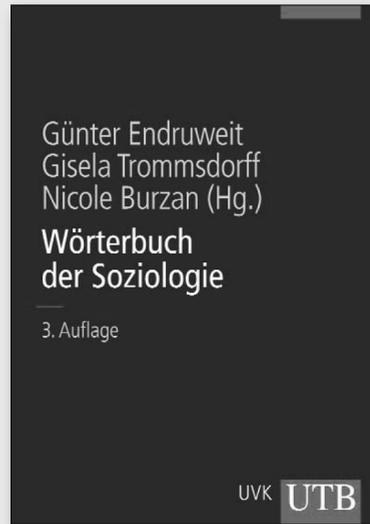
Ein Fall für Zwei



Handbuch der Soziologie

ca. 09-2014, 522 Seiten, fester Einband
ca. € (D) 49,99
www.uvk.de/isbn/9783825286019

Das neue Referenzwerk der Soziologie gibt einen systematischen Überblick über den Stand der Forschung und die aktuellen Diskussionen im Fach: International renommierte Soziologinnen und Soziologen berichten über die historischen Grundlagen, methodischen Werkzeuge und grundbegrifflichen Weichenstellungen. Theoretische Grundpositionen werden ebenso dargestellt wie klassische Untersuchungsfelder und die aktuellen Herausforderungen der Gesellschaftsanalyse.



Wörterbuch der Soziologie

2014, 670 Seiten, fester Einband
€ (D) 49,99
www.uvk.de/isbn/9783825285661

Das maßgebliche Nachschlagewerk in komplett überarbeiteter Neuauflage: 300 Beiträge auf 670 Seiten bieten mehr als reine Begriffsklärung. Führende Vertreter des Fachs haben das Wörterbuch aktualisiert, mit neuen Literaturhinweisen versehen und um zahlreiche Begriffe erweitert. Im Fokus der Aufmerksamkeit steht dabei der explizit soziologische Blick auf Phänomene wie Emotionen, Markt oder Recht, welche auch von anderen Disziplinen thematisiert werden.

www.uvk.de/soziologie



erst durch Emotionen Zugang zu den eigenen Wünschen und Bedürfnisse findet und daran das Handeln ausrichten soll. Im Vordergrund steht hierbei eine Authentizitätskonzeption, die die Selbstentdeckung fokussiert (vgl. Parens 2005: 36). Ein essentialistischer Zuschnitt also, der davon ausgeht, dass es so etwas wie einen schon immer dagewesenen, prä-reflexiven Wesenskern gibt, den es mittels Introspektion lediglich herauszuarbeiten gilt.

Es ist des Weiteren jene Anrufung der Emotionen, die darüber hinaus de-kontextualisierend wirkt und verschleiert, dass es institutionelle und strukturelle Unsicherheiten sind, die Entscheidungsprobleme mitbedingen und insofern keineswegs ausschließlich individuell überwunden werden können. Dennoch oder gerade deswegen avancieren Emotionen in diesem Zusammenhang zu „senses of the modern self“ (McCarthy 2002). Die Bedeutungszunahme des Authentischen verläuft so parallel zur zunehmenden Gewichtung von Gefühlen im Entscheidungshandeln und der Erosion von Entscheidungsunsicherheiten innerhalb der Kultur der Selbstständigkeit.

Emotionen – so verstanden als authentizitätsstiftende, verleblichte Positionierungen – setzen jedoch Eindeutigkeit im Fühlen voraus. Eine Voraussetzung, die in der Realität nicht immer gegeben ist, wie folgende an der Empirie orientierte Abschnitte aufzeigen.

In diesem Zusammenhang wurden ins-

gesamt 15 narrative Interviews geführt. Im Kern thematisieren die Interviews Zwiespälte und Entscheidungsunsicherheiten in unterschiedlichen Kontexten, die je nach Schwerpunktsetzung der Interviewpartner_innen differierten. Die Interviews wurden mittels eines GAT-Systems transkribiert und mithilfe der Analysesoftware MAXQDA kodiert. Hierbei wurde den Analyseschritten der Grounded Theory gefolgt, die sowohl offenes, axiales als auch selektives Kodieren vorsieht.

Ich fühle also bin ich? Emotionen, Irritationen und Orientierung

„ich hätte gerne von außen irgendwie so eine lösung gehabt. ich hätte gerne gehabt, dass jemand zu mir sagt michaela mach das so und so, weil ist besser, weil. so. (.) aber alle haben halt gesagt, ja, wie fühlst du dich denn damit? ja wie fühlt man sich mit so einer situation? blöd“ (Michaela Ab. 15).

Wo Handlungsprobleme und Entscheidungsunsicherheiten mittels einer Binnenperspektive überwunden werden sollen, rückt auch die Frage nach den eigenen Gefühlen stärker in den Vordergrund als eine Lösung von „außen“, wie meine Interviewpartnerin kontrastiert. „Handle deinen Gefühlen gemäß!“; „Tue, was sich richtig anfühlt!“; „Bleib authentisch!“ lauten demzufolge die Handlungsempfehlungen innerhalb der Kultur der Selbst-

zuständigkeit. Doch statt zu orientieren, bergen Emotionen auch jede Menge Irritationspotential. Es kommt zur paradoxen Situation, dass mit der Anrufung der Gefühle als Ratgeber im Kontext von Entscheidungsunsicherheiten weitere Entscheidungszwiespälte generiert werden können oder zumindest Entscheidungsunsicherheiten nicht aufgelöst werden, da sich Emotionen gerade im Zwiespalt als ambivalent erweisen. Damit büßen Emotionen die ihnen zugedachte Ratgeberfunktion ein und verunsichern eher zusätzlich, als dass sie orientieren. Mittels ambivalenter Gefühle kann aus subjektiver Sicht zunächst keine konsistente Entscheidung getroffen werden.

Die Handlungsprobleme und Entscheidungsunsicherheiten können so durch „Gefühlsprobleme“ ergänzt werden, die wiederum auf diesen basieren, wie beispielsweise Anna – eine weitere Interviewpartnerin – anhand eines partnerschaftlichen Konflikts, der die gesamte Beziehung infrage stellt, beschreibt:

„dass man sich so geteilt fühlt in zwei hälften und das ist eigentlich genau das, was ich die ganze zeit empfunden habe während des Verarbeitungsprozesses.“

„Handle deinen Gefühlen gemäß!', 'Tue, was sich richtig anfühlt!', 'Bleib authentisch!' lauten demzufolge die Handlungsempfehlungen innerhalb der Kultur der Selbstständigkeit.“

ses. ein teil sagt ich bin so verletzt, ich hab die schnauze so voll und so kann man mit mir nicht umgehen und ich seh das überhaupt nicht ein und ich lass das nicht mit mir machen. ich brech/ ich brech da ab und der andere teil ähm, das war nicht nur die eine negative situation, man kann ganz viele positive situ-

ationen demgegenüber stellen und die gefühle sind nach wie vor da und man will den menschen nicht einfach so gehen lassen und ja. das ist so (-- der innerliche (-- dialog, den man da ständig mit sich führt. und ähm (-- für mich hat dann zwar die eine hälfte überhand genommen, quasi auch [...] das positive, aber ähm (---) am anfang war das wirklich gleichberechtigt und bei dem wort zwiespalt ist es wirklich genau die situation gewesen, was mach ich? beziehung ja, beziehung nein.“ (Anna Ab. 68-70).

In diesem Zusammenhang stehen die negativen Gefühle, wie Kränkung, Trauer und Wut, über die Untreue des Partners den positiven Gefühlen der Erinnerung an die unzweifelhaften Aspekte der Partnerschaft, wie Liebe und Zuneigung, die sie nach wie vor empfindet, ebenso wie der Angst vor dem Alleinsein, gleich-

berechtigt gegenüber. Im Rahmen dieser emotionalen Zwei- bzw. Dreiteilung kann die Frage „Beziehung ja? Beziehung nein?“ zunächst nicht beantwortet werden. Statt zu orientieren, repräsentieren Annas widersprüchliche Gefühle ihre Unentschlossenheit bzw. werden diese mittels der emotionalen Ambivalenzen regelrecht leiblich spürbar. An die Stelle von Klarheit durch Emotionen führen Annas emotionale Ambivalenzen eher zu einem Reflexionsprozess, der sich um die eigenen Wünsche und Bedürfnisse dreht. Die im Zuge dessen stattfindende Selbstthematization, hier repräsentiert durch den ständig geführten „inneren Dialog“, stellt hier jedoch keinen selbst gewählten Prozess der Authentizitätsherstellung im Sinne einer absichtlichen Introspektion dar, um sich etwa der eigenen Gefühle gewahr zu werden. Statt einer einfachen Lösung mittels Emotionen, erlegen Annas Gefühle ihr vielmehr einen schmerzlichen Prozess der Selbstthematization auf, im Sinne eines „Sich-Ordners“ und „Orientierens“, begleitet von den Ängsten, sich falsch zu entscheiden. Statt einer *Selbstentdeckung*, wie sie der populärwissenschaftliche Diskurs propagiert, um zu einer authentischen Entscheidung zu kommen, findet eine durch Emotionen evozierte *Selbstkreation* statt und führt die Ratgeberfunktion von Emotionen so ad absurdum. Demzufolge sind es die widersprüchlichen Gefühle, die anstatt Anna zu leiten, lediglich die Komplexität ihres Handlungsproblems ver-

deutlichen, für dessen Überwindung die Gegenwartsmoderne keine eindeutige Handlungsmaxime bereithält. Insofern bleibt Anna mit ihrem Zwiespalt und den damit einhergehenden emotionalen Ambivalenzen auf sich selbst verwiesen. Eine nicht zu vernachlässigende Rolle spielt in diesem Kontext die Reich- und Tragweite der Entscheidung in der subjektiven Wahrnehmung. Diese bestimmt die Intensität der Entscheidungsunsicherheit und des nachfolgenden Prozesses der Selbstthematization. Umgekehrt werden eben jene Entscheidungsunsicherheiten durch Prozesse der Selbstkreation paradoxerweise zu Handlungsproblemen großer Reich- und Tragweite. Indem die Überwindung von Entscheidungsunsicherheiten in das Innere verlagert wird und die Entscheidung das Selbst repräsentieren soll, können Entscheidungsunsicherheiten so auch zu übergeordneten Identitätsfragen transformiert werden. So sind für Anna an das Handlungsproblem längst nicht ausschließlich Fragen nach Regeln, Regelverletzungen und Sanktionen geknüpft. Vielmehr wird die präferierte Lebensform emotional reflektiert, was die Frage nach dem Selbst in den Fokus der Aufmerksamkeit rückt. Das Handlungsproblem wird so zur Identitätsfrage stilisiert, wie folgendes Zitat aufzeigt:

„*ich meine, wir haben beide gesagt, wir wollen kinder haben und spätestens wenn ein kind in planung ist oder*

unterwegs ist, dann ist die Verbindung (---) ein Leben lang da, egal was dann noch kommt. (---) und ähm die Entscheidung habe ich aber im Prinzip schon im Vorfeld getroffen, mich darauf einzulassen.“ (Anna Ab. 106).

Insofern lassen sich die Analysen der emotionalen Ambivalenzen im Kontext von Entscheidungszwiespälten mit Heiner Keupp's Arbeiten zu Identitätskonstruktionen

verknüpfen (vgl.: Keupp 2008). An die Herstellung der eigenen Identität und damit eines orientierten Selbst, schließt sich nach Keupp ein Anerkennungs- und Authentizitätskonflikt an – ein theoretisches Konzept, das ferner auf die emotionale Ambivalenz übertragen werden kann. So hat die Identitätsarbeit nach Keupp eine innere und äußere Dimension. Dabei handelt es sich zum einen um die nach außen gerichtete Passungs- und Verknüpfungsarbeit der in meinen Fall identitätsstiftenden Entscheidung mit den Dimensionen Anerkennung und Integration. Zum anderen um die nach innen gerichtete Synthesearbeit, bei der es im Zusammenhang mit der Entscheidung um die Aufrechterhaltung der inneren Kohärenz, Selbstanerkennung und Authentizität handelt (vgl. ebd. 301). Im Vordergrund der Identitätsarbeit im Kontext der emotionalen Ambivalenzbe-

wältigung steht somit die Abwägung des sozial Anerkannten, das durchaus divers betrachtet werden kann, mit dem jeweils Authentischen. Im Fall Annas stehen sich demnach zwei unterschiedliche, aber jeweils sozial anerkannte Identitätsentwürfe gegenüber: auf der einen Seite die emanzipierte junge Frau, die von ihrem Partner autark lebt und insofern Regelverletzungen nicht hinnehmen muss:

„ich hab die Schnauze so voll und so kann man mit mir nicht umgehen und ich seh das überhaupt nicht ein“ (Anna Ab. 68)

Und auf der anderen Seite der bereits aufgezeigte Identitätsentwurf der liebenden Partnerin und implizit der zukünftigen Ehefrau und Mutter. Daran geknüpft sind eben jene widerstreitenden Emotionen: die Wut ob der Regelverletzung, der Liebe und der Angst vor etwaigen (Lebens-)Planänderungen. Bei der emotionalen Ambivalenzbewältigung geht es also nicht darum, Authentizitäts- gegen Anerkennungsdimensionen abzuwägen. Vielmehr geht es um die Frage, welche von den sich in der Gegenwartsmoderne diversifizierten Anerkennungsdimensionen in der *subjektiven Sichtweise* authentischer ist. Identitätsarbeit bzw. die Selbstkreation werden so zur Strategie der emotionalen Ambivalenzbewälti-

Im Vordergrund steht die Abwägung des sozial Anerkannten mit dem Authentischen.

„Insofern können emotionale Ambivalenzen auch als Übergang zwischen dem Handlungsproblem und der aus erfolgreicher Identitätsarbeit bzw. Selbstkreation resultierenden Entscheidung gesehen werden. Die emotionale Ambivalenz wird so zur Phase der emotional legitimierten Unentschiedenheiten.“

gung. Wie diese konkret aussehen kann, zeigt folgender Abschnitt auf.

Wachsen im Warten. Paradoxien der emotionalen Ambivalenzbewältigung

Da im Kontext dieser lähmenden Dialektik nichts entschieden werden kann, wird das Warten zur einzigen Handlungsstrategie für meine Interviewpartner_innen:

„weil die klarheit kristallisiert sich erst irgendwann raus. die ist nicht in einem moment da, die ist irgendwann später da. und das ist halt dann dieses hinnehmen zu sagen, ich bin noch nicht klar, ich brauche da noch zeit für mich.“ (Anna Ab. 84)

Die eigenen emotionalen Ambivalenzen zu akzeptieren und auszuhalten, bis sich der Konflikt löst und wieder Handlungssicherheit entsteht, wird hier mit einem eher passiv scheinenden Prozess des „Sich-Heraus-Kristallisierens“, das heißt des „Sich-Eigenständig-Erhärtens“, gleichgesetzt. Die Phase des Wartens ist jedoch eher eine Phase des Sich-

Auseinander-Setzens und -Orientierens bezogen auf ein Sich-Wieder-Neu-Verortens und -Findens. Diese stellt damit jedoch kein rein passives Ausharren dar, bis sich Eindeutigkeit von selbst einstellt, wie folgender Ausschnitt darlegt:

„ich glaube ja man muss da das für und wider abwägen, aber kann das dann in dem moment noch nicht als bare münzen nehmen, sondern muss dann sehen ok, sehe ich das morgen immer noch so oder habe ich jetzt morgen eine ganz andere ansicht?“ (Anna Ab. 84)

Somit ist Orientierung nicht etwas, das den Subjekten widerfährt, wie der diesem Zitat vorangegangene Interviewausschnitt suggeriert, sondern der Orientierung geht eine Phase der Verortung und Suche voraus. Jene Phase impliziert jedoch auch kein in Handlungen manifestierendes Voranschreiten, sondern meint vielmehr eben jene emotionale Reflexivierung des Handlungsproblems und etwaiger Lösungen. Es kommt also zu der paradoxen Situation, dass in Zeiten, in denen permanentes – auch persönliches – Wachsen gefordert wird,

Innehalten eine wichtige Voraussetzung desselbigen darstellt. Warten gerät so zu einem Phänomen des Stillstands und Wachstums zugleich, was in der Folge ein anderes oder zumindest selbstsichereres Subjekt hervorbringen soll.

Insofern können emotionale Ambivalenzen auch als *Übergang* zwischen dem Handlungsproblem und der aus erfolgreicher Identitätsarbeit bzw. Selbstkreation resultierenden Entscheidung gesehen werden. Die emotionale Ambivalenz wird so zur Phase der emotional legitimierten Unentschiedenheiten. Emotionale Ambivalenzen sind somit nicht zwingend als Problem zu verstehen, sondern stellen vielmehr die vorübergehende Lösung des sich Nicht-Entscheiden-Könnens, aber in der emotionalen Ambivalenz auch Nicht-Müssens dar. Sie entlasten so vom Handlungsdruck, wie folgender Interviewausschnitt darlegt:

„ich muss das doch nicht verleugnen was ich empfinde oder was/ wie ich mich fühle. es ist halt so und wenn ich das jetzt irgendwie/ wenn ich das jetzt weg schiebe oder ignoriere, dann kommt es ja irgendwann wieder. das ist ja was mit dem ich mich auseinander setzen muss. oder mit dem mich/ dem ich mich auch stellen muss, ja?“ (Anna Ab. 18)

Sich Zeit zu geben und zunächst in der emotionalen Ambivalenz zu verharren, statt diese durch womöglich überstürzte Entscheidungen „wegzuschieben“, ist

für Anna wesentlich und auch durch ihre Gefühle legitimiert. Sich bewusst nicht zu entscheiden, bedeutet in diesem Zusammenhang auch, den einzelnen in der Entscheidung abgewählten Optionen nicht nachzutruern. Ein Gefühl der Reue wird so vermieden. Folglich erlauben der Zwiespalt und die emotionale Ambivalenz eine Offenheit und Flexibilität, die so lange als positiv bewertet wird, als dass die eigene Ambivalenztoleranz –die individuelle Grenze des Aushaltens des Gegensätzlichen im Gleichzeitigen– nicht überschritten wird. Denn gerade weil Warten und Identitätsarbeit bzw. Selbstkreation kein sich in konkreten Handlungen manifestierendes Vorschreiten implizieren, bedeuten sie auch einen teils schmerzlichen Zustand des Verharrens in Unsicherheiten. Zudem können diese selbst zu einem krisenhaften Moment des nach Eindeutigkeit strebenden Subjekts werden, wie folgendes Zitat aufzeigt:

„ich glaube, dass ich nicht mehr wochen lang darüber nachdenken werde. also ähm ich glaube den / ich glaube auch das ich diesen zwiespalt gar nicht mehr länger mit mir / so viel länger mit mir rum tragen kann. das ist einfach so (-- wahnsinnig anstrengend ist, dass es mich quasi zu einer entscheidung zwingt. also das ich kann das nicht mehr lange so machen“ (Jessica Ab.166).

Hier gerät das Warten selbst zum hand-

Neuerscheinungen bei transcript



Les Convivialistes

Das konvivialistische Manifest

Für eine neue Kunst des Zusammenlebens

■ Eine andere Welt ist nicht nur möglich, sie ist auch notwendig! Das weltweit diskutierte konvivialistische Manifest plädiert für eine neue Kunst des Zusammenlebens, die mit dem Primat der Ökonomie bricht und sich auf eine gemeinsame Menschheit und auf den Wert der Individualität zugleich beruft.

September 2014, 80 Seiten, kart., 7,99 €, ISBN 978-3-8376-2898-2



Ramón Reichert (Hg.)

BIG DATA

Analysen zum digitalen Wandel von Wissen, Macht und Ökonomie

[transcript] Digital Gesellschaft

Ramón Reichert (Hg.)

Big Data

Analysen zum digitalen Wandel von Wissen, Macht und Ökonomie

■ Niemals zuvor in der Geschichte der Menschheit gab es so viel Datenmaterial wie heute: »Big Data« markiert eine tektonische Verschiebung von Wissen, Macht und Ökonomie. International führende Theoretiker der *Digital Humanities* nehmen eine tiefgreifende Analyse dieser Herausforderung vor.

September 2014, 496 Seiten, kart., 29,99 €, ISBN 978-3-8376-2592-9



Jürgen Manemann

Kritik des Anthropozäns

Plädoyer für eine neue Humanökologie

■ Der Essay nimmt eine fundamentale Kritik der modischen Anthropozän-These vor. Die dort im Angesicht der Klimakatastrophe geforderte Hominisierung der Welt droht in eine enthumanisierte Welt zu münden. Not tut stattdessen eine tiefgreifende Humanisierung des Menschen, die Räume schafft für Andere und Anderes.

September 2014, 144 Seiten, kart., 16,99 €, ISBN 978-3-8376-2773-2



Stephan Lorenz

Mehr oder weniger?

Zur Soziologie ökologischer Wachstumskritik und nachhaltiger Entwicklung

■ Ökologische Wachstumskritik bietet ein kritisches Korrektiv zur Idee nachhaltiger Entwicklung jenseits moderner Mehr-Versprechen. Ein kluger Essay über die Möglichkeiten des guten Lebens jenseits des Materialismus.

Juni 2014, 144 Seiten, kart., 19,99 €, ISBN 978-3-8376-2776-3

lungsgenerierenden Modus. Die Entscheidung markiert dann auch das Ende der emotionalen Ambivalenz. Dass dies allerdings nicht immer so bleibt, können abermals die eigenen Gefühle verdeutlichen, wie im Folgenden deutlich wird:

„ja das denkt man natürlich auch, ne? den moment, wo man es so klar für sich hat und dann denkt man, das ist jetzt gesetz quasi, ja? (--) und dann hat man sich dafür entschieden und ist auch total glücklich damit und denkt dann, es funktioniert (--) und dann kommt halt (-) eines situation auf (--), die man halt nicht vorher (-) so gesehen hat oder die einen jetzt so ganz kalt erwischt (--) und dann merkt man halt auf einmal hey (--), das tut mir richtig WEH. und dann fang ich schon wieder/ da fang ich schon wieder an zu überlegen und zu hinterfragen.“ (Anna Ab. 90)

An der Stelle, wo „denken“ und „merken“ einander gegenübergestellt werden, wird der Antagonismus zwischen Imagination und der erfahrungsbasierten Emotion, welche entgegen jeglicher Rationalität die Interviewte überwältigt, sichtbar. Das zurechtgelegte Handlungskonstrukt wird abermals infrage stellt und letztlich belehren ihre Emotionen Anna eines Besseren. Eine Kongruenz zwischen Entscheidung und Emotion konnte nicht hergestellt werden, wie der Interviewten an dieser Stelle schmerzlich bewusst wird. Eine vormals eindeuti-

ge Entscheidung und damit Lösung des Konflikts wird durch Emotionen abermals veruneindeutigt, wodurch sich wieder Fragen nach dem Selbst, der eigenen Identität und nach Authentizität stellen. Eine sich an dieses Beispiel anschließende Frage lautet, inwiefern Zwiespalt und emotionale Ambivalenz zum infiniten Regress innerhalb der Gegenwartsmoderne avancieren? Haben wir es im Zuge dessen mit immerfort verwirrten und überforderten Subjekten zu tun? Die nachfolgende abschließende Conclusio stellt eine Antwort thesenhaft zur Diskussion.

Zwiespalt als infiniten Regress der Gegenwartsmoderne?

Wie in den vorangegangenen Abschnitten aufgezeigt wurde, wird der Komplexität der Gegenwartsmoderne mit Maximen wie „Achte auf dein Selbst!“ und „Höre auf dein Gefühl!“ begegnet. An die Stelle von klaren Orientierungen tritt in der Gegenwartsgesellschaft ein Subjekt, das sich mittels Authentizität und einer erhöhten Selbstaufmerksamkeit als selbstständig für die Überwindung der Kontingenz im Kontext von Handlungsproblemen begreifen darf. Wie sich allerdings am Selbst und den eigenen Gefühlen orientieren, wenn diese ebenfalls von der Komplexität der Gegenwartsmoderne beeinflusst sind und sich als ambivalent erweisen? In diesem Kontext vermögen es Gefühle lediglich – entgegen ihrer Anrufung als verleiblichte

Positionierungen – die Komplexität des Handlungsproblems zu verdeutlichen oder gar zu verstärken. Statt einer sofortigen Orientierung durch Introspektion, gilt es oftmals zunächst Identitätsarbeit zu leisten bzw. das Selbst, statt es lediglich zu entdecken, zunächst zu kreieren. Was als Konsequenz zurückbleibt, ist ein ratloses, auf sich selbst verwiesenes Subjekt an der Stelle eines (emotional) orientierten Selbst und die Frage, wie Entscheidungen unter diesen Bedingungen überhaupt getroffen werden können.

Wie bereits Schimank und die angeführten Zeitdiagnostiker herausstellten, ist das sich permanent im Zwiespalt befindende und überforderte Subjekt in der Gegenwartsmoderne nicht omnipräsent. Insofern muss auch die Frage nach dem infiniten Regress Zwiespalt innerhalb der Gegenwartsmoderne verneint werden. Jedoch führen die dargelegten Ausführungen zu einer Neuformulierung der Ausgangsfrage: Muss Eindeutigkeit in der Gegenwartsgesellschaft überhaupt hergestellt werden? Bedeutet Zwiespalt vor dem Hintergrund einer Kultur der Selbstständigkeit automatisch Überforderung? Und ist die potenziell immer währende Infragestellung der eigenen Entscheidungen innerhalb der Kultur der Selbstständigkeit per se negativ zu bewerten?

Trotz all der dem Zwiespalt inhärenten Irrungen und Wirrungen und den teils schmerzlichen Erfahrungen der Selbstthematisierung des sich nach Eindeu-

tigkeit sehnenen Subjekts, gerät der Zwiespalt innerhalb der Entscheidungsgesellschaft – so meine zentrale These – zum Ausweg für die Subjekte, indem er ihnen ermöglicht, sich der Selbstständigkeit vorübergehend zu entziehen. Die Frage nach dem Entscheidungsmodus innerhalb der Entscheidungsgesellschaft kann aus dieser Perspektive mit der im Zwiespalt akzeptierten Unentschiedenheit beantwortet werden. In einer Situation, die so komplex ist, dass es keine einfachen Lösungen gibt, entsteht zumindest vorübergehend die komfortable Situation, sich in der Entscheidungsgesellschaft vom Entscheidungsdruck durch die emotional legitimierte Unentschiedenheit zu befreien. Oder in den Worten einer weiteren Interviewpartnerin:

„nee Zwiespalt ist ein guter Weg, auch sich nicht zu entscheiden und zu sagen (-) hier gehör ich dazu und da nicht, und kannst halt auf allen hochzeiten tanzen.“ (Katharina Ab. 128)

ZUR AUTORIN

Eva-Maria Bub, M.A. Soziologie, Promotionsstipendiatin der Heinrich-Böll-Stiftung, promoviert am Institut für Soziologie der Goethe-Universität Frankfurt am Main bei Prof. Dr. Sighard Neckel zum Thema: „Falls ihr mich sucht, ihr findet mich im

Zwiespalt“. Emotionale Ambivalenzen und ihre subjektive Wahrnehmung im Kontext der Gegenwartsmoderne (Arbeitstitel). Zu ihren wissenschaftlichen Interessenschwerpunkten zählen: Emotionssoziologie, qualitative Sozialforschung und Kulturosoziologie.

LITERATUR

Adloff, Frank/Jörke, Dirk (2013): Gewohnheiten, Affekte und Reflexivität. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Jg. 38/1, S. 21–41.

Bauman, Zygmunt (1999): Unbehagen in der Postmoderne. Hamburg: Hamburger Edition.

Bauman, Zygmunt (2000): Liquid Modernity. Cambridge: Polity Press.

Bauman, Zygmunt (2005): Moderne und Ambivalenz. Hamburg: Hamburger Edition.

Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): Individualisierung in modernen Gesellschaften: Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten, S. 10–39.

Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang/Lau, Christoph (2001): Theorie reflexiver Modernisierung – Fragestellungen, Hypothesen, Forschungsprogramme. In: Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hrsg.): Die Modernisierung der Moderne. Berlin: Suhrkamp, S. 11–59.

Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang/Lau, Christoph (2004): Entgrenzung erzwingt Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? In: Beck, Ulrich / Lau, Christoph (Hrsg.): Entgrenzung und Entscheidung. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 13–62.

Becker, Patrick (2009): What Makes Us Modern(s)? The Place of Emotions in Contemporary Society In: Hopkins, Debra u.a. (Hrsg.): Theorizing Emotions. Sociological Explorations and Applications. Frankfurt am Main: Campus, S. 195–219.

Bonß, Wolfgang (2009): Das Subjekt als fiktiver Entscheider? Anmerkungen zur soziologischen Handlungstheorie. In: Böhle, Fritz/Wehrlich, Margit (Hrsg.): Handeln unter Unsicherheit. Wiesbaden: VS,

S. 149–166.

Bröckling, Ulrich (2002): Jeder könnte aber nicht alle können. Konturen des unternehmerischen Selbst. In: Mittelweg 36, Jg. 11/4, S. 6–26.

Bröckling, Ulrich (2007a): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bröckling, Ulrich (2007b): Regime des Selbst – ein Forschungsprogramm. In: Bonacker, Thomas/Reckwitz, Andreas (Hrsg.): Kulturen der Moderne. Soziologische Perspektiven der Gegenwart. Frankfurt am Main: Campus, S. 119–139.

Burkart, Günter (2006): Einleitung. Selbstreflexion und Bekenntnikultur. In: Burkart, Günter (Hrsg.): Die Ausweitung der Bekenntnikultur. Neue Formen der Selbstthematisierung? Wiesbaden: VS, S. 7–40.

Elster, Jon (1998): Emotions and Economic Theory. In: Journal of Economic Literature, Jg. 36/1, S. 47–74.

Frevert, Ute (2009): Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen? In: Geschichte und Gesellschaft Jg. 35/2, S. 183–208.

Illouz, Eva (2006): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus: Adorno-Vorlesungen 2004, Institut für Sozialforschung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt am Main. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Illouz, Eva (2008): Saving the Modern Soul: Therapy, Emotions, and the Culture of Self-Help. Berkeley: University of California Press.

Junge, Matthias (2000): Ambivalente Gesellschaftlichkeit. Die Modernisierung der Vergesellschaftung und die Ordnungen der Ambivalenzbewältigung. Opladen: Leske und Budrich.

Keupp, Heiner (2008): Identitätskonstruktionen in der spätmodernen Gesellschaft. Riskante Chance bei prekären Ressourcen. In: Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie, Jg. 7/2, S. 213–220.

McCarthy, Doyle E. (2002): The Emotions: Senses of the Modern Self. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Jg. 27/2, S. 30–49.

Neckel, Sighard (2006): Kulturosoziologie der Gefühle. Einheit und Differenz - Rückschau und Perspektiven. In: Schützeichel, Rainer (Hrsg.): Emotionen und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze. Frankfurt am Main: Campus, S. 124–139.

Neckel, Sighard/Wagner, Greta (2013): Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft.

Suhrkamp

Parens, Erik (2005): Authenticity and Ambivalence: Toward Understanding the Enhancement Debate. In: Hastings Center Report, Jg. 35/3, S. 34–41.

Röttger-Rössler, Birgitt (2004): Die kulturelle Modellierung des Gefühls. Ein Beitrag zur Theorie und Methodik ethnologischer Emotionsforschung anhand indonesischer Fallstudien. Münster: LIT.

Schimank, Uwe (2005): Die Entscheidungsgesellschaft: Komplexität und Rationalität der Moderne. Wiesbaden: VS.

Schimank, Uwe (2009): Die „reflexive Moderne“: eine wohlbekannte Entscheidungsgesellschaft. In: Böhle, Fritz/Wehrich, Margit (Hrsg.): Handeln unter Unsicherheit. Wiesbaden: VS, S. 77–93.

Schnabel, Annette (2012): Emotionen, Sozialstruktur und Moderne – ein spannungsvolles Wechselverhältnis. In: Schnabel, Annette/Schützeichel, Rainer (Hrsg.):

Emotionen, Sozialstruktur und Moderne. Wiesbaden: VS, S. 9–27.

Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet M. (1996): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz Psychologie.

Thoits, Peggy A. (1989): The Sociology of Emotions. In: Annual Review of Sociology, Jg. 15/1, S. 317–342.

Winkel, Heidemarie (2006): Soziale Grenzen und Möglichkeiten der Kommunizierung von Trauer. In: Schützeichel, Rainer/Schnabel, Annette (Hrsg.): Emotionen und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze. Frankfurt am Main: Campus, S. 286–304.

Read and Feed

Füttere Buddie mit Deiner Buchbesprechung!

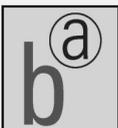


**Buddie – der Bücherwurm
von budrich academic**

- **Buch bestellen**
- **Rezension verfassen und veröffentlichen**
- **Buch kostenlos behalten**

Buddies Leibspeise sind Rezensionen. Unterstütze uns beim Füttern und verfasse eine Buchbesprechung. Zum Dank darfst Du das **Buch kostenlos** behalten.

Alle Infos hier:



budrich academic

Stauffenbergstr. 7. D-51379 Leverkusen Opladen
Tel +49 (0)2171.344.594 • Fax +49 (0)2171.344.693 •
buddie@budrich.de

www.buddie.budrich-academic.de



Emotionen, Behavioral Finance und Animal Spirits

Konventionelle Wirtschaftstheorie oder Chance für eine kritische Analyse des Finanzmarktes?

von Julius Brandi

Die Wirtschaftswissenschaften haben zunehmendes Interesse an nicht-ökonomischen Motiven gezeigt. *Behavioral Finance* verwendet diese Erkenntnisse, um die Funktionsweise von Finanzmärkten besser erklären zu können. Aber auch der Ökonom John Maynard Keynes machte auf die bedeutsame Rolle von Emotionen für die Praxis der Finanzmärkte aufmerksam. Jedoch lassen sich Emotionen und wirtschaftliches Handeln theoretisch nicht ohne Weiteres miteinander verbinden. Über das Verhältnis von Rationalität und Emotionen soll aus einer emotionssoziologischen Sicht dargelegt werden, unter welchen Voraussetzungen diese Integration im *Post-Keynesianismus* und in der *Behavioral-Finance-Theorie* möglich ist. Für eine interdisziplinäre Forschung wird deutlich, dass dies dem verhaltensorientierten Modell entweder nur mit einer Reduzierung von Unsicherheit auf technische Problemlösungen gelingen kann oder durch eine Marginalisierung von sozialen Emotionen als irrationale Phänomene. Diese Beschränkungen lassen sich mit dem *Post-Keynesianismus* umgehen.

47

abstract

Emotionen in den Wirtschaftswissenschaften – Zwischen Marktgesetzen und Finanzkrisen

Dass Emotionen eine soziale Dimension und ihr Zuhause auch am Finanzmarkt haben, hat sich nicht erst in der Diskussion über gierige Banker im Zuge der Finanzkrise der letzten Jahre gezeigt (vgl.

Pixley 2004, vgl. Neckel 2011). Während Max Weber (1988 [1904]) im Aufkommen des Kapitalismus die zunehmende Trennung von Rationalität und irrationalen Emotionen erkannte, beschrieb Albert Hirschmann (1980), wie sich der frühe Kapitalismus gerade darum bemühte, die Leidenschaften in vorteilhafte und interessengeleitete Bahnen zu lenken

von Rationalität und Emotionen ist für den Kapitalismus schon immer ein bedeutsames, wenngleich in der Theorie kein eindeutiges gewesen.

Fünf Jahre nach dem Ausbruch der Finanzkrise wurden im Jahr 2013 zwei Wirtschaftswissenschaftler mit dem Nobelpreis geehrt, die ein kaum gegensätzlicheres Verständnis von der Funktionsweise moderner Finanzmärkte haben könnten. Eugen Fama (1970), Begründer der *Effizienzmarkthypothese*, versteht den Markt als einen effizienten Mechanismus zur Verarbeitung von Informationen und anderen Ressourcen. Rationale Wirtschaftssubjekte sorgen durch ihr Handeln dafür, dass auf den Finanzmärkten die Preise der Wertpapiere jederzeit alle relevanten Kursinformationen widerspiegeln. Den Emotionen kommt in diesen Modellen keine Bedeutung zu. Dagegen hat der Finanzmarktforscher Robert Shiller gezeigt, dass die Märkte regelmäßig ineffiziente Ergebnisse hervorbringen und sich anders verhalten, als von der Neoklassik vorhergesehen (vgl. Shiller 1981).

Neben dieser empirischen Kritik an der *Effizienzmarkthypothese* ist Shiller für seine interdisziplinäre Analyse der Wirtschaft bekannt. Er versucht, mithilfe psychologischer Einflussfaktoren wirtschaftsrelevante Verhaltensweisen realistischer zu beschreiben und damit die Ineffizienz der Märkte zu begründen. Sein Werk *Animal Spirits*, das er 2009 gemeinsam mit George A. Akerlof veröffentlicht

hat, untersucht daher nicht-ökonomische Motive anhand von Emotionen und anderen psychologischen sowie soziologischen Phänomenen in der Wirtschaft. Der Begriff der *Animal Spirits* geht auf John Maynard Keynes (2006 [1936]) zurück, der in diesen einen der wesentlichen Antriebe für das Handeln der Akteur_innen und die daraus folgenden Auf- und Abwärtsbewegungen der Märkte sieht.

Die Arbeit ist aber nicht nur in den Wirtschaftswissenschaften, sondern auch in der Soziologie auf Interesse gestoßen und wurde in dem von Konstanze Senge und Rainer Schützeichel (2013) herausgegebenen Band *Hauptwerke der Emotionssoziologie* rezensiert. Will man sich die Emotionssoziologie für eine Beschreibung des heutigen Finanzmarktes nutzbar machen, scheint demnach eine Verbindung von keynesianischer Wirtschaftstheorie, *Behavioral Finance* und der Emotionssoziologie vielversprechend (vgl. Schluchter 2013: 35). So teilen sowohl Soziologen als auch Wirtschaftswissenschaftler die Hoffnung, mit *Behavioral Finance* eine Theorie gefunden zu haben, die den Überschwang der Märkte interdisziplinär zu erklären vermag. Lässt sich diese Hoffnung teilen, wenn man diese Theorie und jene von Keynes jeweils auf ihr Emotionsverständnis in Bezug auf die Rationalität der Akteur_innen untersucht? Für Keynes' Theorie zählt neben den *Animal Spirits* vor allem die Unsicherheit zu den zentralen Handlungsbedingungen des Finanzmarktes, wohingegen die *Behavioral-*

Finance-Theorie mit irrationalen Emotionen und ambivalenten Situationen lediglich vorübergehende Krisenphänomene beschreibt. Damit verschließt sie sich gegenüber einer Kritik an der Neoklassik, die eine grundlegende soziale Konstitution der Märkte anerkennt, weil sie Emotionen nur als kurz- bis mittelfristige und irrationale Abweichungen eines ansonsten effizienten Marktmechanismus interpretiert. Implizit wird damit eine Trennung von Soziologie und Wirtschaftswissenschaften mitvollzogen. Die Erforschung des Sozialen ist eine Untersuchung des Irrationalen, während die Wirtschaftswissenschaften die Aufgabe haben, die Gesetzmäßigkeiten der Rationalität zu ergründen. Die keynesianische Revolution hat an einem gesetzmäßigen Verständnis der Wirtschaft Anstoß genommen und hinterfragt die Annahmen der Neoklassik, welche die Funktionalität ökonomischer Marktgesetze gewährleisten sollen. In der Wirtschaftssoziologie hat hierzu analog Jens Beckert (1996) die Frage gestellt, was denn an einer Wirtschaftssoziologie soziologisch sei, die sich als Erforschung des Irrationalen versteht und nicht zuerst die Handlungsbedingungen der Akteur_innen beach-

„Die Erforschung des Sozialen ist eine Untersuchung des Irrationalen, während die Wirtschaftswissenschaften die Aufgabe haben, die Gesetzmäßigkeiten der Rationalität zu ergründen.“

tet. Der Emotionssoziologe Jack Barbalet (2001) hat dazu passend in *Emotion, Social Theory, and Social Structure* drei typische Ansätze, welche Emotionen, Rationalität und die Handlungsbedingungen der Akteur_innen in der Praxis ins Verhältnis zueinander setzen, identifiziert: Der konventionelle, der kritische und der radikale Ansatz. Diese sollen im folgenden Kapitel vorgestellt

werden, um dann im dritten Abschnitt das Verhältnis von Emotionen und Rationalität in der Behavioral Finance beziehungsweise bei Keynes und dem Post-Keynesianismus näher zu beleuchten. Mit diesem Vergleich sollen die beiden Theorien auf ihre Anschlussfähigkeit zur Emotionssoziologie geprüft werden.

Irrational, funktional oder von der Situation ergriffen?

Emotionen in der Soziologie

Ein Blick auf das unruhige Treiben des Börsenparketts verrät, wie sehr das Auf und Ab der Märkte die Akteur_innen unter Strom zu setzen vermag. Immer dann, wenn sich die Preise auf den Märkten in unvorhergesehene Richtungen entwickeln und dem Finanzmarkt in den Medien besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, sieht man, wie sich Ak-

teure über neue Rekordmarken freuen oder verzweifelt auf ihre Monitore blicken. Dass Emotionen in solchen Ausnahmesituationen als Symbole für den Stand der Märkte herhalten, wirft die Frage auf, wie es denn um die empfundenen Emotionen der Akteure bestellt ist. Denn gemeinhin gilt in der ökonomischen Theorie der Finanzmarkt als der Prototyp eines effizienten Marktes, indem stets die Rationalität regiert und Emotionen keinen Platz finden. In der Soziologie wird versucht, die Bedeutung und Bedingungen der Emotionen von Akteur_innen zu beschreiben. Wie kann man den Emotionen der Finanzmarktakteur_innen auf diesem Weg näher kommen?

Emotionen lassen sich entlang unterschiedlicher sozialer Dimensionen erfassen. In der Emotionssoziologie sind sie sowohl als Resultat von sozialstrukturellen Konstellationen als auch als Voraussetzung eben dieser beschrieben worden. Aus Status- und Machtgefügen ergeben sich Emotionen, die aber auch wieder auf die soziale Ordnung zurückwirken können. Beispielsweise zeigt die Arbeitslosenforschung, wie sich ein Statuswechsel auf das Empfinden von Arbeitslosen auswirken kann. Aber auch institutioneller Wandel wie das Aufkommen der Ge-

werkschaften in England kann durch die Angst vor sozialem Wandel beschrieben werden (vgl. Barbalet 2001). Zudem findet man Emotionen in erlernten Reaktionsformen sozialer Rollenerwartungen wieder. In der Dienstleistungsbranche wird etwa von den Akteur_innen verlangt, freundliche und andere Gefühle zu vermitteln, um den Rollenerwartungen des Berufs zu entsprechen. Zudem sind Gefühle mit den sinnhaften

„Wie und in welchem Verhältnis ist die Emotionalität in Bezug auf die Rationalität der Marktteilnehmer_innen zu denken?“

Deutungen der sozialen Wirklichkeit verwoben. Gleichzeitig haben sie eine körperliche Seite, in der die affekthafte und die leibliche Gebundenheit der Gefühle betont wird. Gerade die Kombination von einem strukturalistischen, konstruktivistischen und phänomenologischen Zugang macht aber das Potenzial von Emotionen aus. So erzeugt die makrosoziale Strukturbildung immer schon Kontexte, in denen wiederkehrende Gefühle entstehen können. Diese finden ihre soziale Ausgestaltung und Konstitution in den Normen, Konventionen und Rollenerwartungen der Akteur_innen. Mit der erwartungskonformen Darstellung von Emotionen ist aber nur eine oberflächliche Zurschaustellung strategischer Selbstinszenierung beschrieben, die sich von den tatsächlich empfundenen und leiblich vermittelten

Gefühlen abheben kann. Diese stellen jedoch keineswegs natürliche Phänomene dar, sondern sind auch immer schon aus ihrer sozialen Konstitution zu verstehen (vgl. Neckel 2006: 128–132).

Obwohl die Strukturalist_innen oder auch Phänomenolog_innen ebenfalls auf die körperliche bzw. leibliche Gebundenheit von Emotionen aufmerksam machen, ist ihr Emotionsverständnis von einer behavioristischen Deutung von Gefühlen zu unterscheiden. Die verhaltensorientierten Ansätze leiten Emotionen aus strukturellen Status- und Machtkonstellationen *direkt* ab. Aus spezifischen sozialen Ereignissen folgen dann jeweils bestimmte physiologische und natürliche Reaktionen. Problematisch ist dieses Verständnis von Emotionen, weil es die kognitive Seite und den *rationalen* Gehalt von Emotionen vernachlässigt. Sind es doch gerade Gefühle, die entgegen von Instinkten starre Reiz-Reaktionsmuster entkoppeln, ein reflexartiges Verhalten verhindern und Reflexivität ermöglichen (vgl. Scherer 1994; vgl. Neckel 2006: 130).

Das Bild des emotionalen Ritts auf dem Börsenthermometer gewinnt unter Berücksichtigung der Emotionssoziologie eine neue Perspektive. Wenn Emotionen nicht nur Symbol, sondern auch ein aktiver Teil der Handlungen und Handlungsbedingung sind und damit auch soziale Phänomene, dann werden sie nicht die Konstitution und Entwicklung der Finanzmärkte unberührt lassen. So-

mit lässt sich die Frage nach der sozialen Einbettung von Finanzmärkten auch anders formulieren: Wie und in welchem Verhältnis ist die Emotionalität in Bezug auf die Rationalität der Marktteilnehmer_innen zu denken? Was ist emotional an der Rationalität der Finanzmärkte? Barbalets Kategorisierung greift die unterschiedlichen Interpretationen von Emotionen auf, um eine grundlegende Einteilung von Rationalität und Emotionen zu erarbeiten. Entlang der drei folgenden Ansätze versucht er, Emotionen, Rationalität und unterschiedliche Handlungsbedingungen aufeinander zu beziehen. Das Vorgehen scheint generell dafür geeignet zu sein, die unterschiedlichen emotionssoziologischen Ausprägungen zu erfassen, auch wenn die kritische Abhandlung dieser Ansätze eine Bevorzugung des *radikalen* Ansatzes nahelegt. Jedoch hat die Verwendung dieser Einteilung, unabhängig davon welcher Ansatz bevorzugt wird, Anerkennung erfahren, sodass es sich lohnt, dieser weiter zu folgen (vgl. Scherke 2009: 17–27; vgl. von Scheve 2009: 181ff.)

Natürliche Gefühle und rationale Handlungen - ein konventioneller Gegensatz

„Der Markt hat immer Recht!“ Diese Binsenweisheit der Märkte, welche auch auf der Effizienzmarkthypothese beruht, muss nach falschen Entscheidungen schon einige Investor_innen mit einem ungunen Gefühl der eigenen

„Im kritischen Ansatz wird daher die Funktionalität von Emotionen bei beschränkten Handlungsmöglichkeiten betont. Barbalet sieht diesen Ansatz als typisch für neuere Beschreibungen von Emotionen an, wie sie sich in den Neurowissenschaften (vgl. Damasio 1994) oder der Ökonomie (vgl. Kahneman 2003) wiederfinden.“

Irrationalität zurückgelassen haben. Die freudige Erwartung steigender Preise einer hinterher vom Markt als wertlos eingeschätzten Aktie wirkt rückblickend wie ein Betrug durch die eigenen Emotionen. Hätte man doch nur seine Emotionen unter Kontrolle gehabt, dann wäre eine rationale Analyse möglich gewesen, die das tatsächliche Verlustpotenzial des Wertpapiers erkannt hätte. Emotionen mögen in solchen Situationen wie eine natürliche Kraft wirken, die einem/r Akteur_in widerfährt und nichts mit der sonstigen Rationalität zu tun hat. Dieses Verständnis von Emotionen und Rationalität ist von Barbalet als konventioneller Ansatz beschrieben worden.

Der Ansatz versteht Emotionen als hinderlich für die Rationalität der Akteur_innen. Die Emotionen sind außerhalb der Rationalität anzusiedeln. Sofern sie nicht von einer vernunftgeleiteten Handlung getrennt werden können, wirken sie also störend auf die Rationalität der Akteur_innen. Emotionen lenken ab, sodass wichtige Informationen unberücksichtigt bleiben. Oder die Gefühle lassen Neigungen entstehen, die nichts mit der

rationalen Wahrheit der Entscheidungssituation zu tun haben. Dieses Bild von Emotionen versucht Barbalet durch eine Analyse von Webers Texten zum Kapitalismus aufzulösen. Demnach sind für Weber Handlungen, die man als rational bezeichnet, das Ergebnis des menschlichen Bewusstseins. Daher ist die Kultur – ein Produkt eben dieses menschlichen Bewusstseins und nicht das einer natürlichen Entwicklung – der Ort der Rationalität. Jede Beeinflussung dieser Bewusstseinsvorgänge wird von Weber als externe Einschränkung verstanden. Emotionen werden so als natürliche Phänomene interpretiert. Als solche haben sie irrationale Handlungen zur Folge. Dagegen zeigt Barbalet anhand Webers These, wonach der neue Geist des Kapitalismus die Emotionen verdrängt hätte, dass sich die Zügelung der Emotionen nur durch den gleichzeitigen religiösen Eifer und Hass gegenüber der Sünde verstehen lässt. Die Emotionen der Akteur_innen sind somit die Voraussetzung für die Bildung von Motiven und damit keineswegs eine zu vernachlässigende Restkategorie (vgl. Barbalet 2001: 33–38).

Der Betrug durch die eigenen Emotionen wiegt damit nicht mehr so schwer. Wenn nun ohne die motivierende Kraft der Emotionen Erwartungen erst gar nicht auf angemessene Art und Weise gebildet werden können, dann müssen Emotionen auch ihre Berücksichtigung am Finanzmarkt finden. Man muss also mit ihnen leben, weil Entscheidungen sonst nicht durchführbar wären und damit die Preisfindung nicht funktionieren würde.

Im kritischen Ansatz wird daher die Funktionalität von Emotionen bei beschränkten Handlungsmöglichkeiten betont. Barbalet sieht diesen Ansatz als typisch für neuere Beschreibungen von Emotionen an, wie sie sich in den Neurowissenschaften (vgl. Damasio 1994) oder der Ökonomie (vgl. Kahneman 2003) wiederfinden. Nach diesem Ansatz präsentiert sich die Umwelt als eine komplexe, schwer zu interpretierende Umgebung, in der Menschen ihr Wissen und ihre Entscheidungen nicht ohne Emotionen treffen können. Entscheidungssituationen, wie man sie zum Beispiel auf dem Finanzmarkt vorfindet, bieten unzählige Reaktionsmöglichkeiten mit scheinbar ebenso vielen und zum Teil verästelten Konsequenzen. Emotionen können diese Probleme abfangen, indem sie Ziele und Präferenzen in den Entscheidungen entstehen lassen, gewichten oder vernachlässigen. Der Neurobiologe Antonio Damasio (1994) befasst sich mit diesem Ansatz. In einer Reihe von Fall-

geschichten über Menschen, die infolge von Unfällen, Operationen und Krankheiten an Gefühlsarmut und Schwierigkeiten im täglichen Handeln litten, hat er die Rolle von Emotionen für soziales Verhalten und die Entscheidungsfindung in ein neues Licht gerückt. Maßgeblich für seine Analyse von Emotionen im täglichen Leben sind die neurologischen Aktivitäten im Gehirn der Patient_innen in Verbindung mit den erklärenden Gesprächen der Angehörigen und den Patient_innen selbst. Dies erleichtert nicht nur den Zugang zu den neurologischen Vorgängen und Erkenntnissen, sondern erlaubt zudem einen Einblick in die Folgen für das gesellschaftliche Leben der Patient_innen und den sozialen Kontext von Emotionen aus der Perspektive der Neurowissenschaften.

Emotionen zwischen sozialer Wirklichkeit, Funktionalität und irrationalen Verhalten

Einem Patienten, den Damasio unter dem Pseudonym „Elliot“ vorstellt, wurde infolge einer Krebserkrankung ein Teil seines vorderen Gehirns entfernt. In Untersuchungen nach der Operation wurde Elliot ein sehr guter Gesundheitszustand attestiert. In Intelligenztests zeigte er normale, zum Teil auch überdurchschnittliche Ergebnisse und auch Elliots Wahrnehmung, Gedächtnisleistung oder Sprachfähigkeit waren nicht in Mitleidenschaft gezogen worden. Auffällig war dagegen eine Abschwächung des

Gefühlslebens von Elliot. Der ehemals fürsorgende Ehemann und erfolgreiche Geschäftsmann verlor jegliches Verantwortungsgefühl, die Fähigkeit zu planen und angemessen auf seine Umwelt zu reagieren. Er verbrachte ganze Tage damit, Akten abzulegen und sich das geeignete Ordnungsprinzip zu überlegen oder vertiefte sich ganz und gar in die Lektüre einzelner Papiere. Durch seine emotionale Distanz und seine unvernünftigen Entscheidungen verlor er ein um das andere Mal seinen Job und wurde geschieden. Bemerkenswert ist, dass sich Elliot in Gesprächen seines Fehlverhaltens und des Missachtens von Konventionen bewusst war bzw. dass er moralische Werte und soziale Konventionen kannte. Trotzdem war er in der Praxis nicht in der Lage, angemessene rationale Entscheidungen zu treffen. In Experimenten gelang es ihm, Handlungsstrategien für finanzielle und für zum Teil moralisch schwierige Handlungsoptionen zu entwerfen. Sein Wissen und sein logisches Denken waren also nicht beeinträchtigt. In der Praxis und in einer komplexen, ungeordneten und durch soziale Interaktionen bestimmten Umwelt war es ihm dagegen nicht möglich, in angemessener Zeit eine der für ihn unzähligen Handlungsalternativen zu wählen. In den Beispielen aus den Experimenten musste Elliot die Problemstellung durchdenken, aber letztlich keine Entscheidungen mit realen Konsequenzen in angemessener Zeit treffen. In der Realität dagegen fiel

es ihm schwer, Ziele bei der Entscheidungsfindung im Auge zu behalten. All dies führt Damasio auf die Gefühllosigkeit von Elliot zurück. Elliot war nicht nur anderen gegenüber emotional zurückhaltend, sondern auch in Erzählungen über seine Lebensgeschichte vollkommen gefühllos und distanziert. Dabei unterdrückte er keine Formen des Anstands einer emotionalen Zurückhaltung und Angemessenheit. Vielmehr berührten ihn diese Erzählungen nicht. Man könnte den Zustand von Elliot als „Wissen ohne zu fühlen“ (vgl. Damasio 1994: 78) umschreiben. Auf der Grundlage dieser Befunde stellt Damasio mehrere Hypothesen auf. Es gebe demnach im Gehirn bestimmte Regionen, die für Gefühlsreaktionen zuständig seien und gleichzeitig gespeichertes Wissen in den passenden Situationen abrufen würden. Diese Gehirnregionen seien im Wesentlichen dafür verantwortlich, dass in der Praxis vernünftige Entscheidungen getroffen werden können. Ein Wechselspiel von Kognition und Gefühlen sorgt dafür, dass Menschen Informationen und ihr Wissen ordnen, um angemessen und vernünftig auf die jeweiligen Entscheidungssituationen zu reagieren.

Dies gilt jedoch nicht für technische Problemstellungen, welche – wie in den Experimentsituationen – schon immer eindeutige und objektive Lösungen beithalten. Hier besteht die Gefahr, dass Gefühle irrationale Abweichung hervor-

rufen, weil sie emotionale Neigungen gegen objektive Fakten entstehen lassen. Diese Unterscheidung gelingt im kritischen Ansatz durch die Trennung von primären und sekundären Emotionen. Sekundäre Emotionen lassen sich durch Erfahrungen modifiziert und haben somit eine soziale Dimension. Die primären Emotionen werden als angeborene Reaktionsformen interpretiert. Die Unterscheidung von spezifischen Emotionen nach primären oder sekundären ist aber weder in der Theorie noch Empirie unstrittig. Beispielsweise gilt die Furcht als eine Basisemotion, wenngleich sich Menschen auch vor dem Klimawandel oder Finanzkrisen fürchten. Dieses Modell funktionaler Vermittlung von Normen und subjektiver Handlungsorientierung nimmt daher an, dass sich prinzipiell ein konfliktfreies System von Rationalitätskriterien finden lässt. Barbalet betont aber, dass eine Trennung von natürlichen und sozialen Emotionen wenig sinnvoll und die Beschreibung von Entscheidungen in sozialen Situationen als kalkulierend nur schwer vorstellbar ist:

„[The] supposition that rational calculation would be an inordinately lengthy procedure must be replaced with the proposition that rational calculation is in fact not possible for most social and interactive situations.“ (Barbalet 2001: 42)
Emotionen reduzieren demnach nicht nur die Komplexität, sondern sind selbst erst die Voraussetzung dafür, dass aus

konkurrierenden Bedeutungssystemen Tatsachen geschaffen werden (vgl. ebd.: 39–45).

Die gefühlte Unsicherheit der Praxis – der radikale Ansatz

Für den schlaun Investor entsteht nun ein Dilemma: In einigen Situationen kann er sich auf seine Emotionen verlassen, während er sie in anderen Situationen zugunsten einer objektiven, technischen und langfristigen Orientierung ignorieren sollte. Es herrscht emotionale Unsicherheit über das Verhältnis von Rationalität und Emotionen.

Während der kritische Ansatz Emotionen als der Rationalität vorgelagerte Prozesse interpretiert, sieht dagegen Barbalet in William James' (1897) Beschreibung von Gefühlen der Rationalität eine Möglichkeit, diese als kontinuierliche Phänomene darzustellen. Das Emotionsverständnis des radikalen Ansatzes folgt damit nicht der üblichen Interpretation von James' Texten (insbesondere in den Neurowissenschaften, vgl. Damasio 1994), welche die Priorität von Emotionen gegenüber der Kognition betonen. Dagegen beschreibt Barbalet mit James eine Art von Rationalität, die jedes Handeln der Akteur_innen immer schon als durch Emotionen begleitet ansieht. Nur ein praktisches Vertrauen, welches es erlaubt, in unsicheren Situationen zu handeln, kann eine rationale Handlung ermöglichen. Erst wenn handlungsverhindernden Emotionen, wie der Angst,

handlungsleitendes Vertrauen begegnet, kann die Unsicherheit der Entscheidungssituation überwunden werden:

„The role of emotion in practical rationality [...] is to permit action which would be inhibited if it were to rely on logic or calculation alone. The emotional contribution to rationality is to provide a feeling of certainty concerning the future, which is necessary if action is to occur and the actor to proceed.“ (Barbalet 2001: 49)

56

Nicht nur die Rationalität, die sich durch das Wissen über Erfahrungsgegenstände definiert, ist relevant für die soziale Praxis, sondern auch die Fähigkeit, wie ökonomische Praktiken unter ambivalenten Bedingungen erst möglich werden. Man könnte Emotionen auch als rational bezeichnen (vgl. ebd.: 45–54).

Beachtet man also die Bedingungen unter denen Finanzmarktakteur_innen ihre Entscheidungen treffen, dann dürfte die bedeutsame Rolle von Emotionen für die Praxis der Märkte klar werden. Zudem rücken soziale Beziehungen, Machtstrukturen, Kultur, Normen und Institutionen in den Blickpunkt einer Analyse der Finanzmärkte. Wie werden aber die Handlungssituationen in der Theorie der Finanzmärkte beschrieben, sodass sich daraus etwas über das Verhältnis von Rationalität und Emotionalität sagen ließe? Eine Einteilung von wirtschaftswissenschaftlicher Theorie entlang der unterschiedlichen Konzeptionen von Emo-

tionen und Rationalität könnte eine Einschätzung über das Potenzial interdisziplinärer Theoriebildung ermöglichen. Die orthodoxe *Effizienzmarkthypothese* sieht im Finanzmarkt den Prototypen eines rationalen Marktes und folgt dem *konventionellen* Ansatz. Aus dem historisch gewachsenen Selbstverständnis der Wirtschaftswissenschaften als eine quasi-objektive Naturwissenschaft ergibt sich, dass es sich bei Störungen der Rationalität stets um exogene Faktoren oder die Unvollkommenheiten eines unfreien Marktes handelt. Emotionen selbst haben daher keine Bedeutung am Markt. Entweder sind sie Teil rationaler Entscheidungen und haben daher keinen Erklärungsgehalt oder sie treten als unsystematischer Faktor auf. Doch wie verhält es sich mit der Theorie von Keynes und *Behavioral Finance*?

Emotionen in der Behavioral-Finance-Theorie – ein ungeklärtes Verhältnis

Um die *Behavioral-Finance-Theorie* innerhalb der drei unterschiedlichen Ansätze zu verorten, muss ihre Methodik genauer untersucht werden. Ausgangspunkt für *Behavioral Economics* wie auch *Behavioral Finance* ist das Modell rationaler Entscheidungsfindung der neoklassischen Theorie:

„Theories in behavioural economics have generally retained the basic architecture of the rational model, adding assumptions about cognitive limitations desig-

ned to account for specific anomalies.“ (Kahneman 2003: 41) Dies bedeutet, dass der Referenzmaßstab jeder Entscheidung zunächst das Rationalitätsmodell der zu kritisierenden Theorie bleibt, sodass stets impliziert wird, man könne sich gemäß den Annahmen dieses Modells entscheiden. Normative Geltung hat die Vorstellung eines gleichgewichtigen Marktes, der stabile, eindeutige und zeitlos vorhersagbare Ergebnisse ermöglicht. Dies sind die Annahmen, aus denen sich durch die Beobachtungen verhaltenswissenschaftlicher Experimente systematische Abweichungen von der Norm finden lassen. Die Entscheidungssituation des Experimentes hat dabei genügend Ähnlichkeit mit dem Modell eines rationalen Marktes, sodass man die Abweichungen im Analogieschluss auf den Finanzmarkt übertragen kann. Dies soll zum einen eine realistischere Beschreibung des Verhaltens der Akteur_innen ermöglichen, da sich in den Experimenten zeigt, dass regelmäßig die Axiome der Entscheidungstheorie verletzt werden. Zum anderen sollen die Erkenntnisse ermöglichen, Anomalien in Form von beispielsweise Preisblasen zu erkennen. Legt man dieses Verständnis zugrunde, dann muss *Behavioral Finance* zum *konventionellen* Ansatz von Emotionen und Rationalität gezählt werden. Unter der Annahme einer immer möglichen und problemlosen, rationalen Entscheidung im Sinne der *Effizienzmarkthypothese* sind alle abweichenden

Entscheidungen als irrational oder bestenfalls exogene Störungen zu verstehen. Folglich müssen auch Emotionen, die ein solches Verhalten begründen, als irrationale und externe Faktoren eingestuft werden. *Behavioral Finance* stellt demnach eine Systematisierung von irrationalen Verhaltensmustern bereit, die den Markt als natürliche Störungen irritieren. Die Emotionen tragen nichts zum Marktgeschehen selbst bei, außer dass sie vorübergehend die Preise gegenüber den normalen Werten verzerren. Jedoch lassen sich in der *Behavioral-Finance-Theorie* auch Ansätze finden, die die funktionale Rolle von Emotionen ernst nehmen. Sie sind dem kritischen Ansatz zuzuordnen. Indem sie auf die Bedeutung von Emotionen für eine schnelle und einfache Entscheidungsfindung hinweisen, erkennen sie die Komplexität der Wirklichkeit an (vgl. Kahneman 2003). Gerade auf dem Finanzmarkt verlassen sich viele Akteur_innen immer wieder auf Heuristiken oder andere intuitive und emotionale Einschätzungen um Entscheidungen zu treffen. Eine Folge dieser Vorgehensweise ist, dass sowohl Finanzmarktpromis als auch die Forschung eine zusätzliche Professionalisierung erfahren. Zudem erhält die Politik den Auftrag, diesen Verhaltensanomalien mit einer geeigneten Regulierung zu begegnen (vgl. Thaler/Sunstein 2009 oder siehe das vom Bundeskanzleramt ins Leben gerufene Projekt *wirksam regieren*). Während also Gefühle für tech-

Aktuelle Titel bei Nomos



Diskursforschung in den Internationalen Beziehungen

Herausgegeben von Eva Herschinger und Judith Renner

2014, 400 S., brosch., 79,- €

ISBN 978-3-8487-0328-9

(Innovative Forschung – Theorien, Methoden, Konzepte, Bd. 1)

www.nomos-shop.de/20661

Der Band bietet einen Einblick in die deutschsprachige Diskursforschung im Bereich der Internationalen Beziehungen. Die Beiträge zu internationaler und deutscher Sicherheitspolitik, internationalen und europäischen Institutionen, zu den Politikfeldern Umwelt, Entwicklung und Technologie sowie zu Fragen normativer Ordnung und Völkerrecht demonstrieren, wie diskursive Ansätze auf empirische Fragen angewendet werden können.



Terrorismusberichterstattung in Fernsehnachrichten: visuelles Framing und emotionale Reaktionen

Von Nicole Haußecker

2013, 266 S., brosch., 36,- €

ISBN 978-3-8329-7858-7

(Reihe Rezeptionsforschung, Bd. 26)

www.nomos-shop.de/19749

Die Studie verbindet das Konstrukt Bild mit dem Framing-Ansatz und emotionspsychologischen Konzepten am Forschungsgegenstand visuelle Terrorismusberichterstattung.

»Die Studie leistet einen wertvollen Beitrag zur Fernsehinhaltforschung und bietet Journalisten Anreize, ihre Berichterstattung über terroristische Akte zu hinterfragen.«

Eva Boller, message 1/14

Bestellen Sie jetzt telefonisch unter 07221/2104-37.

Portofreie Buch-Bestellungen unter www.nomos-shop.de

Alle Preise inkl. Mehrwertsteuer



Nomos

nische Problemlösungen hinderlich sein können, berücksichtigen professionelle Finanzmarktteilnehmer_innen, Verhaltensforscher_innen oder Finanzmarktregulierer_innen die Emotionen auf adäquate Art und Weise, sodass rationale Entscheidungen möglich und damit ein Marktgleichgewicht langfristig als realistisch angesehen wird. Um die systematische Irrationalität zu erfassen, braucht es nur bessere Anreizmodelle, die die Optimierungspotentiale der Märkte ausschöpfen. Damit ist beiden Interpretationen der *Behavioral-Finance-Theorie*, konventioneller und kritischer Lesart, gemein, dass sie letztlich von der Möglichkeit eines gleichgewichtigen und eindeutigen Marktergebnisses ausgehen, auf dem sich durch Lösung technischer Probleme handeln lässt. Ein ähnliches Vorgehen findet sich, so Andreas Langenohl (2013), bei Talcott Parsons' und Neil Smelers' Versuch, die *Investitionsfunktion* als Teil einer Wirtschaft zu beschreiben, die sich auf kulturelle Werte und normative Erwartungen stützt. Gemäß dem AGIL-Modell muss jede Gesellschaft vier Funktionen erfüllen, welche er in der Differenzierung von Ökonomie (*Anpassungsfunktion*), Politik (*Zielfunktion*), Gemeinwesen (*Integrationsfunktion*) und Kultur (*Latenzfunktion*) erkennt.

Diese Systeme sind anders als in der Luhmann'schen Systemtheorie aneinander gekoppelt, sodass die Wirtschaft auf andere Subsysteme Bezug nimmt. Jedoch

gelingt dies nur bedingt:

„Einerseits soll [...] das Argument geführt werden, dass auch die Wirtschaft in ihrem Innersten von normativen, kulturell wohlverankerten Codes, die sich in Gestalt von Rollenerwartungen zu erkennen geben, durchherrscht ist und konstituiert wird [...]. Andererseits aber scheitert dieses Argument in auffälliger, und von den Autoren [Parsons und Smelser; A.d.V.] selbst eingestandener, Weise an der *Investitionsfunktion* im Wirtschaftssystem“ (Langenohl 2013: 332; Hervorhebung im Original).

Demnach sind Investoren nicht nur schwer mit kulturellen Werten und normativen Erwartungen des Gemeinwesens in Einklang zu bringen, sondern ihre Rolle scheint sich auch gerade durch die unstrukturierte Handlungssituation auszuzeichnen. Das Problem unzureichender normativer Strukturierung löst Parsons, indem er den Investor durch irrationale Handlungen und Wertempfindungen bestimmt sieht. Der Mangel an normativer Stabilität führt zu emotionalen Abweichungen und irrationalen Verhalten durch die Investoren. Andreas Langenohl (ebd.: 333) sieht in Parsons daher einen Vorläufer der *Behavioral-Finance-Theorie*. Diesem hält er entgegen, dass das Handeln am Finanzmarkt gerade als „[...] *Außerkraftsetzung* von an Normen orientiertem Handeln [...]“ (ebd.: 340; Hervorhebung im Original) zu beschreiben sei und auf eigene Weise sozial bedingt ist. Dies müsste dann

„Damit ist beiden Interpretationen der Behavioral-Finance-Theorie, konventioneller und kritischer Lesart, gemein, dass sie letztlich von der Möglichkeit eines gleichgewichtigen und eindeutigen Marktergebnisses ausgehen, auf dem sich durch Lösung technischer Probleme handeln lässt.“

auch Konsequenzen für die *Behavioral-Finance-Theorie* haben, da sie von der langfristigen Gültigkeit des Marktmechanismus als stabiler Norm ausgeht. Wie problematisch das Vorgehen der Wirtschaftswissenschaften ist, zeigt sich aber schon in einer Gegenüberstellung von *Behavioral Finance* als Krisentheorie und der gleichzeitigen Beibehaltung der neoklassischen Rationalität als Normalzustand.

Behavioral Finance zwischen Realismus und Marktgläubigkeit

Die neoklassische Theorie versucht die Optimalität von Marktergebnissen zu begründen, indem sie immer schon annimmt, dass ein Marktergebnis optimal sein muss. Sofern sich *Behavioral Finance* der Norm neoklassischer Theorie bedient, gerät sie in Schwierigkeiten, wenn man den Blick über den Finanzmarkt hinaus wagt.

So reproduziert der Verweis auf langfristige Stabilität der Märkte auch die klassische Unterscheidung von Real- und Finanzwirtschaft. In der klassischen und neoklassischen Theorie findet die

wirksame Wertbildung demnach in der Realwirtschaft statt. Geld und der Finanzmarkt haben die Funktion, diesen Prozess adäquat abzubilden, damit das Geld auch dahin fließt, wo die Wertbildung entsteht. Dies wird durch die Rationalität der Akteur_innen ermöglicht. Wenn am Finanzmarkt die Bedingungen einer freien, rationalen Entscheidungsfindung erfüllt werden, kann man also davon ausgehen, dass die Wertpapiere alle relevanten Informationen über die Wertbildung auch korrekt wiedergeben. Der Finanzmarkt erfüllt seine *Informationsfunktion* und ist der Ort der Rationalität. Das heißt, dass die fundamentalen Werte der Realwirtschaft, welche den Preisen an den Finanzmärkten zugrunde liegen, durch eine technische Problemlösung korrekt bewertet werden. Um aber überhaupt die Bedingungen, welche eine technische Problemlösung erlauben, zu verwirklichen, dürfen die Einschätzungen der Akteur_innen am Finanzmarkt keinen Einfluss auf die Stabilität der Realwirtschaft haben. Wenn dies aber durch die Rationalität der Akteur_innen erst garantiert ist, dann stellt die Kritik

der *Behavioral-Finance-Theorie* nicht nur die kurz- bis mittelfristige Effizienz der Märkte infrage, sondern auch die von ihr benötigte eindeutige Norm der langfristigen Wirksamkeit des Marktmechanismus. Das Problem lässt sich auch anders formulieren: Die *rationale* Binsenweisheit „Der Markt hat immer Recht!“ gilt nicht mehr ultimativ. Wenn überhaupt hat sie nur noch in der langen Frist Gültigkeit. Wann diese lange Frist aber eintritt, kann man nur erkennen, wenn alle Akteure rational handeln und systematisch irrationales Verhalten ausgeschlossen ist. Entweder sind also Emotionen nicht systematisch irrational im Sinne der Neoklassik – was aber die *Behavioral-Finance*-Experimente widerlegen – oder der Markt ist nicht optimal im Sinne der neoklassischen Rationalitätsannahmen. *Behavioral Finance* ist selbst

„weder Fisch noch Fleisch: Kernannahmen der Markteffizienzthese werden angegriffen, jedoch als Referenzmaßstab herangezogen, ohne dass das Zustandekommen der Preise in ein eigenständiges Theoriegebäude eingebettet wird, das ein alternatives aber rationales Entscheidungskalkül und eine dazu passende Gleichgewichtsvorstellung spezifiziert“ (Cymbalista 1998: 111).

John Maynard Keynes ist dagegen nicht davon überzeugt, dass sich Märkte allein durch Risikomodelle und Gleichgewichte beschreiben lassen. Vielmehr basiert die Praxis des Finanzmarktes auf den

von den Akteur_innen hervorgebrachten Konventionen, den Bedingungen und Resultaten sozialer Interaktion und der Dynamik praktischen Vertrauens. Es stehen nicht technische Problemlösungen in Form quantitativer Risikomodelle im Mittelpunkt seiner Analyse. Das rechnerische Risiko als Handlungsbedingung ist demnach die Ausnahme und als Sonderfall von der fundamentalen Unsicherheit zu unterscheiden. Die Handlungsfähigkeit der Akteur_innen unter Unsicherheit Investitionen zu tätigen und so den Wirtschaftskreislauf im Gang zu halten, kann nur berücksichtigt werden, wenn man von einer Marginalisierung von ambivalenten Entscheidungen als ein vorübergehendes Informationsproblem absieht. Erst die Anerkennung von Unsicherheit und der damit verbundenen Gefahr eines Zusammenbruchs von Konventionen und handlungsleitenden Erwartungen macht die Bedeutung von Emotionen für die Akteur_innen aus.

Die Bedeutung von *Animal Spirits* Emotionen als Teil einer unsicheren Praxis

In diesem Kontext müssen auch für Keynes Emotionen eine ganz andere Rolle spielen, als nur irrationale Abweichungen zu sein. Das folgende Zitat von ihm verdeutlicht analog zur radikalen Beschreibung von Emotionen, dass Keynes die Rolle von Unsicherheit und Emotionen als kontinuierliche Hand-

lungsvoraussetzungen anerkennt und zudem hieraus keine zusätzliche Professionalisierung der Finanzbranche ableitet:

„The practice of calmness and immobility, of certainty and security, suddenly breaks down. New fears and hopes will, without warning, take charge of human conduct. The forces of disillusion may suddenly impose a new conventional basis of valuation. All these pretty, polite techniques, made for a well-panelled board room and a nicely regulated market, are liable to collapse. At all times the vague panic fears and equally vague and unreasoned hopes are not really lulled, and lie but a little way below the surface.“ (Keynes 1973 [1937]: 114f.)

Keynes reduziert die Handlungen und Entscheidungen der Akteur_innen nicht auf eine technische Problemlösung, sondern sieht die Finanzwirtschaft als eine inhärent emotionale und unsichere Praxis an. Demnach lässt sich das tägliche Marktgeschehen nicht als abweichend von einem ansonsten gleichgewichtigen Markt verstehen, sondern als mehr oder weniger beständig unsicher. Barbalet betrachtet daher auch Keynes' Beschreibung von Handlungen, Vertrauen und Animal Spirits als adäquate Emotionsbeschreibung (vgl. Barbalet 2001: 90–94). Während also die Behavioral-Finance-Forschung von einem Marktmechanismus ausgeht, der es zumindest vor dem Horizont langfristiger Planung erlaubt, eindeutige Entscheidungen gemäß

von Risikomodellen zu treffen, betont Keynes immer wieder die Bedeutung des Wandels, der Ambivalenz und Unsicherheit. Auch wenn sich die Akteur_innen nach den Bedingungen und Methoden von rationalen Risikomodellen entscheiden würden, so ist durch die Behavioral-Finance-Theorie deutlich geworden, dass dies keinesfalls für alle Marktteilnehmer_innen gilt. Auch hier hat Keynes schon auf die neu entstehenden Kontingenzen hingewiesen. Erscheinen die Fundamentalwerte der Realwirtschaft nicht mehr als Richtschnur für die Entscheidungen der Akteur_innen, dann müssen sie das Verhalten anderer Marktteilnehmer_innen beobachten, antizipieren, vorwegnehmen und dann außer Kraft setzen, um Preisentwicklungen auszunutzen. Die Rationalität aller Marktteilnehmer ist nicht mehr eindeutig. (vgl. Keynes 2006 [1936]: 132f.). Indes legt das Konzept der *Animal Spirits* und die generelle *konventionelle* Beschreibung von Emotionen nahe, dass Keynes diese als irrational angesehen hat. Jedoch entgeht ihm die grundsätzliche Notwendigkeit von Emotionen für die Praxis der Wirtschaft nicht. Die Definition von *Animal Spirits* muss daher vor dem Hintergrund der unsicheren Orientierungsmöglichkeiten der Akteur_innen gelesen werden:

„Wahrscheinlich können die meisten unserer Entschlüsse, etwas Positives zu tun, dessen volle Wirkung sich über viele künftige Tage ausdehnen werden, nur

auf animalische Instinkte [Animal Spirits] zurückgeführt werden – auf einen plötzlichen Anstoß zur Tätigkeit, statt Untätigkeit, und nicht auf den gewogenen Durchschnitt quantitativer Vorteile, multipliziert mit quantitativen Wahrscheinlichkeiten.“ (Ebd. 137)

Somit geht es hier eher um die grundsätzliche Praktikabilität von Handlungen im unsicheren Zeitverlauf als um den Ausschluss oder die Befuerung von irrationalen Emotionen. Denn nicht nur die rationalen Kalkulationen der Marktteilnehmer_innen, sondern die mo-

tivierend wirkenden Emotionen der Akteure_innen erlauben es, Erwartungen zu bilden, so dass es über diesen Weg auch erst zur Strukturbildung am Markt kommen kann. Dass Keynes neben physiologischen auch kognitive Elemente von Emotionen vor Augen hatte, lässt sich aus handgeschriebenen Notizen erahnen, wenn er zu *Animal Spirits* bemerkt, dass diese „unconscious mental action“ seien (Keynes zitiert nach Carabelli 1988: 298). Darüber hinaus zeigt die Begriffsgeschichte der *Animal Spirits*, dass sie zu Zeiten von Keynes keinesfalls wörtlich, sondern von ihrer kartesischen Bedeutung abweichend benutzt worden sind (vgl. Barends 2011).

„Damit ist Behavioral Finance auch nur bedingt in die post-keynesianische Theorie integrierbar, weil diese von unsicheren Handlungsbedingungen ausgeht.“

Die wesentlichen Inhalte der Theorie von Keynes sind die Unsicherheit, die grundlegende Zyklizität der Wirtschaft und die Betonung von Investitions- gegenüber Sparentscheidungen einer sich reproduzierenden Geldwirtschaft. Diese Eckpunkte seiner Theorie müssen unter Berücksichtigung der *Treatise on Probability* (1921) gelesen werden, auf die er im Kapitel über *Animal Spirits* verweist

(vgl. Keynes 2006 [1936]: 126). In seiner Dissertationsschrift versucht er eine logisch-relationale Wahrscheinlichkeitstheorie zu formalisieren, die sich mit den

Schwierigkeiten praktischer Handlungen in unsicheren Situationen auseinandersetzt (vgl. Kessler 2008). Die Kombination von praxisrelevanter Unsicherheit im Gegensatz zum rechnerischen Risiko und die Betonung von Emotionen als eine Voraussetzung für wirtschaftliches Handeln macht es möglich, ihn dem radikalen Ansatz zuzuordnen. Gleichzeitig kann man den theoretischen Schwierigkeiten der konventionellen und funktionalen Ansätzen entgehen (vgl. Barbalet 2001: 90–94).

Damit ist *Behavioral Finance* auch nur bedingt in die *post-keynesianische Theorie* integrierbar, weil diese von unsicheren Handlungsbedingungen ausgeht.

Jedoch liefert sie eine erste Annahmenkritik, die sowohl die rationale Entscheidungstheorie als auch die allgemeine Gültigkeit der Effizienz freier Märkte erheblich infrage stellt. Keynes' Entwurf eines offenen Theoriegebäudes erlaubt es dagegen auch die emotionale und konflikthafte Praxis des modernen Finanzmarktes einzubinden. Diese stellt eine widersprüchliche Situation dar, weil die spekulative Praxis immer wieder eine Außerkraftsetzung von Normen erzwingt, bei dem gleichzeitigen Bestreben, die Unsicherheit der Zukunft zu bewältigen und zu kontrollieren.

Praxistheorien und Keynes – Emotionen als gemeinsamer Nenner?

Folgt man der Interpretation von Emotionen als praxisrelevante und soziale Phänomene, welche die Rationalität der Akteur_innen ermöglichen, dann ließe sich mit Keynes und der Emotionssoziologie gleichwohl mehr über die Praxis von Finanzmärkten sagen, als er dies mit dem Begriff der *Animal Spirits* konnte. Der Fokus auf praktische Urteile in einer Situation der Unsicherheit, in der auch kein vollständiges Wissen über die Zukunft möglich ist, erlaubt es, die Rolle von Emotionen in den Blickpunkt zu holen. Versteht man Post-Keynesianismus als eine Theorie wirtschaftlicher Praktiken in einem sozialen Rahmen, der von Unsicherheit beherrscht ist, dann eröffnet sich durch Emotionen die Chance, die

strukturellen Vorgaben des Finanzmarktes mit einem Wissen über emotionales Handeln zu verbinden. Die implizierte und relative Logik unsicheren Handelns im Umfeld eines inhärent ambivalenten Finanzmarktes könnte sich durch bestimmte Emotionen der Akteur_innen auszeichnen. Emotionen habitualisieren sich im Praxisvollzug und sind Teil von Gewohnheiten und Routinen, verweisen aber auch, gerade wenn sie explizit werden, auf die Reproduktion oder den Wandel von sozialen Praktiken (vgl. Adloff/Jörke 2013: 24f.). Sie sind damit wie geschaffen, die ambivalente Struktur der Finanzmärkte zu analysieren.

Der *radikale* Ansatz legt daher nahe, dass es für den Finanzmarkt typische Emotionen und Formen des Umgangs mit Gefühlen gibt. Jocelyn Pixley (2004) hat in *Emotions in Finance* gezeigt, wie Unsicherheit, Vertrauen und Misstrauen die Organisation von Finanzmarktinstitutionen beeinflussen und sich in den Institutionalisierungsprozessen wiederfinden. Auch das Aufkommen von Emotionalisierungsprozessen kann als ein inhärenter Teil von widersprüchlichen Praktiken einer Geldwirtschaft verstanden werden. Die Narrative von Finanzmarktteilnehmer_innen verdeutlichen, dass sich die Akteur_innen immer wieder in emotional konflikthafte Situationen befinden, in denen es nicht Auseinsetzung mit Emotionen, sondern auch einer spezifischen Emotionalisierung von „phantastischen“ Objekten (Inves-

„Versteht man Post-Keynesianismus als eine Theorie wirtschaftlicher Praktiken in einem sozialen Rahmen, der von Unsicherheit beherrscht ist, dann eröffnet sich durch Emotionen die Chance, die strukturellen Vorgaben des Finanzmarktes mit einem Wissen über emotionales Handeln zu verbinden.“

titionsobjekte/Ideen/Wertpapiere/Bran-chen etc.) bedarf (vgl. Tuckett 2012). In Internet- oder Immobilienblasen werden Wertpapiere vorübergehend zu außer-gewöhnlichen Investitionsobjekten, die gleichzeitig eine glorreiche oder sichere Zukunft versprechen und damit die bis-herigen Normen außer Kraft zu setzen scheinen. Eine Verbindung von Keynes mit einer pragmatischen Soziologie der Konventionen und anderen Praxistheorien könnte daher eine Brücke zwischen Soziologie und Ökonomie schlagen und die Bedeutung von Emotionen für die spekulative Praxis der Finanzmärkte aufzeigen. Keynes und der *Post-Keynesianismus* bieten hierfür einen geeigneten Anknüpfungspunkt vonseiten der Wirt-schaftswissenschaften.

ZUM AUTOR

Julius Brandi, 29, promoviert im Fach Soziologie am Lehrstuhl von Herrn Prof. Dr. Neckel zum Thema: Von Behavioral zu Emotional Finance – Die Praxis des Vertrauens und der Angst am Finanz-

markt. Zu seinen wissenschaftlichen Interessenschwerpunkten zählen: Post-Keynesianismus, Behavioral Finance, Finanzmarkt- und Geldpolitik, Finanz-soziologie und Emotionssoziologie.

LITERATUR

Schimank, Uwe (2009): Die „reflexive Moderne“: eine wohlbekannte Entscheidungsgesellschaft. In: Böhle, Fritz/Wehrich, Margit (Hrsg.): Handeln unter Unsicherheit. Wiesbaden: VS, S. 77–93.

Adloff, Frank/Jörke, Dirk (2013): Gewohnheiten, Affekte und Reflexivität – Ein pragmatisches Modell sozialer Kooperation im Anschluss an Dewey und Mead. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Jg. 38, S. 21–41.

Akerlof George A./Shiller, Robert J. (2009): Animal Spirits: Wie die Wirtschaft wirklich funktioniert. Princeton: Princeton University Press.

Barbalet, Jack (2001): Emotion, Social Theory, and Social Structure. Cambridge: Cambridge Press.

Barens, Ingo (2011): „Animal Spirits“ in John Maynard Keynes's General Theory of Employment, Interest and Money – Some Short and Sceptical Remarks. Working Paper 201 (Universität Darmstadt).

Beckert, Jens (1996): Was ist soziologisch an der Wirtschaftssoziologie? Ungewissheit und Einbettung wirtschaftlichen Handelns. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 25/2, S. 125–146.

Carabelli, Anna (1988): On Keynes Method. London: Macmillan.

Cymbalista, Flávia (1998): Zur Unmöglichkeit rationaler Bewertung unter Unsicherheit. Studien zur monetären Ökonomie Bd. 22, Marburg: Metropolis.

Damasio, Antonio (1994): Descartes' Irrtum – Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. München: List

Fama, Eugene (1970): Efficient Capital Markets: A Review of Theory and Empirical Work. In: *Journal of Finance*, Jg. 25/2, S. 383–417.

Hirschmann, Albert O. (1980): Leidenschaften und Interessen. Politische Begründungen des Kapitalismus vor seinem Sieg. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

James, William (1897): The Sentiment of Rationality. In: *The Will to Believe and Other Essays in Popular Philosophy*. New York: Longmans, Green & Company, S. 63–110.

Kahneman, Daniel (2003): Maps of Bounded Rationality: Psychology for Behavioral Economics. In: *The American Economic Review*, Jg. 93/5, S. 1449–1475.

Keynes, John M. (1921): *Treatise on Probability*. London: Macmillan.

Keynes, John M. (1973 [1937]): The General Theory of Employment. In: Moggridge, Donald (Hrsg.): *The Collected Writings of John Maynard Keynes – The General Theory and After: Part II – Defence and Development XIV*, London: Macmillan/St Martins Press, S. 109–123.

Keynes, John M. (2006 [1936]): *Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes*. Berlin: Duncker & Humblot.

Kessler, Oliver (2008): *Die Internationale Politische Ökonomie des Risikos – Eine Analyse am Beispiel der Diskussion um die Reformierung der Finanzmärkte*. Wiesbaden: VS.

Langenohl, Andreas (2013): Die Fragilität der Finanzwirtschaft und der Gesellschaft: Zur Angrenzung soziologischer und ökonomischer Analysen bei Talcott Parsons und Georg Simmel. In: Jansen, Stephan A./ Schröter, Eckhard/Stehr, Nico (Hrsg.): *Fragile Stabilität – stabile Fragilität*, Wiesbaden: VS, S. 329–343.

Langenohl, Andreas (2013): Die Fragilität der Finanzwirtschaft und der Gesellschaft: Zur Angrenzung soziologischer und ökonomischer Analysen bei Talcott Parsons und Georg Simmel. In: Jansen, Stephan A./ Schröter, Eckhard/Stehr, Nico (Hrsg.): *Fragile Stabilität – stabile Fragilität*, Wiesbaden: VS, S. 329–343.

Neckel, Sighard (2006): *Kultursoziologie der Gefühle*.

Einheit und Differenz – Rückschau und Perspektiven. In: Schützeichel, Rainer (Hrsg.): *Emotionen und Sozialtheorie*. Frankfurt am Main: Campus, S. 124–139.

Neckel, Sighard (2011): Der Gefühlskapitalismus der Banken: Vom Ende der Gier als „ruhiger Leidenschaft“. In: Leviathan, Jg. 39/1, S. 39–53.

Pixley, Jocelyn (2004): *Emotions in Finance. Distrust and Uncertainty in Global Markets*. Cambridge: Cambridge Press.

Scherer, Klaus (1994): Emotion serves to decouple stimulus and response. In: Ekman, Paul/Davidson, Richard J. (Hrsg.): *The Nature of Emotion*, New York: Oxford University Press, S. 127–130.

Scherke, Katharina (2009): *Emotionen als Forschungsgegenstand der deutschsprachigen Soziologie*. Wiesbaden: VS.

von Scheve, Christian (2009): *Emotionen und soziale Strukturen: Die affektiven Grundlagen sozialer Ordnung*. Frankfurt am Main: Campus.

Schluchter, Daniel (2013): George A. Akerlof/ Robert J. Shiller: *Animal Spirits*. In: Senge, Konstanze/Schützeichel, Rainer (Hrsg.): *Hauptwerke der Emotionssoziologie*, Wiesbaden: VS, S. 33–37.

Senge, Konstanze/Schützeichel, Rainer (2013): *Hauptwerke der Emotionssoziologie*. Wiesbaden: VS.

Shiller, Robert J. (1981): Do Stock Prices Move Too Much to be Justified by Subsequent Changes in Dividends? In: *The American Economic Review*, Jg. 71/3, S. 421–436.

Thaler, Richard/Sunstein, Cass (2009): *Nudge: Improving Decisions About Health, Wealth, and Happiness*. London: Penguin.

Tuckett, David (2011): *Minding the Markets – An Emotional Finance View of Financial Instability*. London: Palgrave MacMillan.

Weber, Max (1988 [1904]): *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. In: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*. Tübingen: Mohr, S. 17–206.

Qualitative Soziologie

Soziologie der Schwangerschaft

Explorationen pränataler Sozialität

Stefan Hirschauer, Birgit Heimerl,
Anika Hoffmann und Peter Hofmann

LUCIUS
et
LUCIUS



Stefan Hirschauer, Birgit Heimerl,
Anika Hoffmann, Peter Hofmann

Soziologie der Schwangerschaft

Explorationen pränataler Sozialität

2014. VI/305 S., kt. EUR 19,80.

ISBN 978-3-8282-0606-9

Eine Soziologie der Schwangerschaft gibt es nicht. Dieses Buch will sie ins Leben rufen. Es begreift das Schwangersein als einen grundlegenden sozialen Prozess: als eine kommunikative Tatsache, die festgestellt wird und sich herumspricht, als Beziehungsgeflecht zwischen Ungeborenen, Austragenden, Ko-Schwangeren und Publikum, sowie als kollektiven Erwartungszustand, in den Frauen durch eine soziale Schwängerung hineingeraten. Das Buch verfolgt diesen Prozess auf der Basis einer langjährigen explorativen Studie: die soziale Geburt einer Schwangerschaft in der

Entdeckung durch Paare und deren Coming Out als werdende Eltern, die Herstellung eines inwändigen Anderen in den visuellen Kontakten des Ultraschalls und den leiblichen Sondierungen der Kindsregungen, sowie die Formierung des Ungeborenen als Person durch Geschlechtszuschreibung und Namensgebung. Ein erwartetes Kind wird zur Person, indem mit der organischen Teilung von Körpern zugleich eine soziale Bindung konstituiert wird.

Inhaltsverzeichnis (PDF)

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei unserer Verlagsauslieferung
Brockhaus Commission / Kornwestheim

lucius@brocom.de • Tel. 07154 / 13 27-13



Lucius & Lucius Verlagsges. mbH · Gerokstr. 51 · 70184 Stuttgart · Tel. +49-(0)711-242060 · info@luciusverlag.com

www.luciusverlag.com

FOTOGRAF W. STUCKE:

„Ich heiße Wolf Stucke, habe Psychologie in Heidelberg studiert und dann ein Master im Fotojournalismus (Barcelona) absolviert. Seit 2013 lebe ich in Tübingen. Ich habe in Barcelona als Freelance-Fotograf gearbeitet, spezialisiert auf Baby- und Kinderfotografie. Dort habe ich verschiedene Ausstellungen über street-life in Barcelona und Moskau gemacht. Zurzeit plane ich eine größere Ausstellung über Castells (Menschenschlösser in Catalunien) an der Volkshochschule Tübingen.“

„Ich denke, im zwischenmenschlichen Bereich finden wir mitunter die tiefsten Emotionen, die wahre Empathie. Und diesen Moment in einem Bild festhalten zu dürfen, ist vor allem Glück. Im richtigen Moment den Auslöser betätigen zu dürfen.“

68



Ich habe das eine Bild (aufgenommen in Barcelona) bewusst in schwarz und weiss gewählt, da ich finde, dass mögliche Farben von den ausgedrückten Gefühlen nur abgelenkt hätten.



Das zweite Bild ist vor allem kurios. Es drückt parallel verschiedene Gefühle aus: Auf der einen Seite die Löwenmutter für ihre Jungen und dabei das Mitfühlen des Mädchens für die Löwenfamilie. Auf der anderen Seite aber auch die eigenen Muttergefühle des Mädchens für ihre Puppe. Aufnahmeort ist der Baseler Zoo.

Ein Foto, das ich von einer Marktfrau in Barcelona geschossen habe: Ich sah sie und aufgrund ihres ausdrucksstarken Gesichtes fragte ich sie, ob ich ein paar Fotos von ihr machen dürfe. Auf dem Foto spiegeln sich ihr Ausdruck, aber auch ihre natürliche und starke Provokation wider.



Perspektiven

Emotionen – wie sozial sind unsere Gefühle?

Vorsicht, ansteckend!

Emotionen in Teams aus sozialpsychologischer Perspektive

von Beate Eichmann

Welche Auswirkungen haben Emotionen in Teams und sind Emotionen wirklich ansteckend? Diesen Fragen soll im vorliegenden Artikel aus sozialpsychologischer Perspektive nachgegangen werden. Dazu wird ein Überblick über das Thema der Gefühlsansteckung und deren Auswirkungen auf Teams gegeben. Hierzu werden Erkenntnisse und Methoden aus älteren und aktuellen Artikeln innerhalb der Sozialpsychologie vorgestellt, verglichen und diskutiert. Es werden grundlegende Prozesse der Gefühlsansteckung und die Auswirkungen von Emotionen auf Teams untersucht, wobei deutlich wird, dass Emotionen und Gefühlsansteckung mit sehr vielen Team-Parametern in komplexer Wechselwirkung stehen. Zum Schluss werden Implikationen für weitere Forschungen dargestellt, die sich aus der Diskussion der Ergebnisse ergeben.

abstract

71

Emotionen im Alltag

Egal ob der freundliche Kellner im Café, die genervte Nachbarin im Treppenhaus oder der ärgerliche Arbeitskollege im Büro: Wir erleben unsere Gefühle nicht für uns alleine. Die Menschen in unserem Umfeld nehmen ständig teil an unserem emotionalen Erleben. Über den Ausdruck von Emotionen senden wir – auch unbewusst – kontinuierlich Signale an unser Gegenüber. Dies fördert nicht nur das gegenseitige Verständnis, sondern führt oftmals zu einer Ansteckung mit den Emotionen anderer. Gerade in Face-to-Face-Interaktionen liegt das Potenzial der wechselseitigen emotionalen

Beeinflussung. In Organisationen, in denen täglich viele Menschen zusammenkommen, spielen derlei Phänomene eine wichtige Rolle. Insbesondere im Kontext von Teamarbeit ist die Untersuchung der Einflüsse, die Emotionen auf die Arbeit in Teams haben, interessant. Dabei wäre es jedoch unzureichend, sich auf die Emotionen des Einzelnen zu beschränken und die interpersonellen Wechselwirkungen der Emotionen außen vor zu lassen. Denn laut Udo Rudolph et al. (2004: 819) besitzen Emotionen eine wichtige handlungsleitende Funktion und können zum Beispiel zu Aggression oder Hilfeverhalten führen. Will man

also die Emotionen und Handlungen des Einzelnen verstehen, erweist sich auch die Analyse des emotionalen Klimas als aufschlussreich. Hierzu haben bereits Wendelin Küpers und Jürgen Weibler (2005: 77ff.) geforscht und die Rolle von Emotionen im Kontext von Organisationen beschrieben. Sie nennen unter anderem deren Bedeutung für Motivation und die Bewertung von Fähigkeiten, Situationen, Ereignissen sowie von eigenen und fremden Handlungen. Es liegt also nahe, den Einfluss von Emotionen auf Gruppen und Teams im organisationalen Kontext näher zu betrachten.

In der vorliegenden Arbeit möchte ich einen Überblick über den Einfluss von Gefühlsansteckung auf Gruppen und Teams in Organisationen aus sozialpsychologischer Sicht geben. Dazu werde ich zunächst wichtige Grundbegriffe definieren und erläutern. Darauf aufbauend werden die Ergebnisse mehrerer Studien zusammengefasst und diskutiert. Der Beitrag schließt mit einer Beleuchtung von Implikationen für die weitere Forschung sowie einem zusammenfassenden Fazit.

Da in den meisten Studien keine eindeutige Unterscheidung zwischen den Begriffen *Gruppe* und *Team* getroffen wird, werde ich sie ebenfalls äquivalent

verwenden.

Für den Begriff *Emotion* gibt es eine Vielzahl unterschiedlicher Definitionen. In den vorgestellten Studien wurde jedoch auf Definitionen verzichtet. Oft werden Emotionen innerhalb der Sozialpsychologie allerdings als „bewusstes, subjektives und zugleich relativ kurz dauerndes Phänomen mit bestimmten körperlich-vegetativen, mimisch-expressiven und neurophysiologischen „Begleiterscheinungen verstanden“ (Ciompi 2003: 63).

„Menschen unterscheiden sich in ihrer Anfälligkeit für Gefühlsansteckung.“

Auswirkungen von Emotionen auf Teams

Es gibt zahlreiche Studien, die die Auswirkungen der Emotionen auf einzelne Team-Parameter betrachten. Häufig wird festgestellt, dass positive Emotionen ei-

nen positiven Einfluss auf Team-Parameter wie Kooperation und kreative Leistung haben (vgl. Bierhoff/Müller 1999: 188; Grawitch et al. 2003: 48ff.). Für die Effekte von negativen Emotionen gibt es kaum konsistente Befunde, wobei einzelne Studien darauf hindeuten, dass diese sich negativ auf einzelne Aspekte von Teamarbeit auswirken können (vgl. Grawitch et al. 2003: 50). Diese Studien konzentrieren sich jedoch oft nur auf die Emotionen der einzelnen Gruppenmitglieder oder verallgemeinern die gemessenen Emotionen auf die gesamte Gruppe (vgl.: Barsade/Gibson 1998: 82ff.). Die Wechselwirkungen zwischen den Emoti-

onen der Gruppenmitglieder bleiben so jedoch verborgen. Sigal G. Barsade und Donald E. Gibson (1998: 83) schlagen vor, Emotionen in Gruppen immer sowohl auf der Individual- als auch auf der Gruppenebene zu betrachten, um diese Wechselwirkungen sichtbar zu machen. Die Untersuchung der Gefühlsansteckung in der Gruppe ermöglicht eine solche Betrachtung.

Grundlagen der Gefühlsansteckung
 Gefühlsansteckung kann (äquivalent zum englischen Begriff *emotional contagion*) als ein emotionaler Zustand verstanden werden, der durch den wahrgenommenen Emotionsausdruck einer anderen Person hervorgerufen wird und diesem hinsichtlich seiner Qualität gleicht (vgl. Lishner et al. 2008: 226). Das Auftreten von Gefühlsansteckung konnte in zahlreichen Studien beobachtet werden (vgl. unter anderem Gump/Kulik 1997: 310). Die Ansteckung kann auf zwei Wegen erfolgen: zum einen durch unbewusstes Nachahmen des Emotionsausdrucks des Gegenübers und zum anderen durch den bewussten Abgleich der eigenen Emotionen mit dem Emotionsausdruck anderer (vgl. Barsade 2002: 647). Zudem kann die Gefühlsansteckung sowohl durch optische als auch durch auditive Stimuli hervorgerufen werden (vgl. Lishner et al. 2008: 233f.; Neumann/Strack 2000: 216). Menschen unterscheiden sich in ihrer Anfälligkeit für Gefühlsansteckung. Besonders anfällig sind sozialpsychologischen Erkennt-

nissen zufolge solche Menschen, die 1) anderen vermehrt ihre Aufmerksamkeit schenken und in der Lage sind, deren Emotionen abzulesen, 2) sich selbst als eher mit anderen Menschen verbunden und als weniger unabhängig ansehen, 3) dazu tendieren, den Ausdruck anderer in Mimik, Stimme und Haltung zu imitieren und 4) deren bewusstes emotionales Erleben stark von peripherem Feedback abhängig ist (vgl. Doherty 1997: 140ff.). Um die Anfälligkeit für Gefühlsansteckung als persönliche Disposition zu messen, entwickelte R. William Doherty (1997) die *Emotional Contagion Scale*, einen Fragebogen bestehend aus 15 Items. In mehreren Experimenten konnte die Reliabilität des Fragebogens bestätigt werden.

Auch innerhalb der Emotionssoziologie wird sich mit dem Phänomen der Gefühlsansteckung beschäftigt. So beschreibt beispielsweise Christian von Scheve (2010) die Funktion von Emotionen in sozialen Interaktionen, wobei er besonders die Bedeutung des mimischen Emotionsausdrucks hervorhebt. Aus dieser Sicht werden die subjektiven Empfindungen, der mimische Ausdruck, die physiologischen Reaktionen und daraus resultierende Handlungsbereitschaft durch die Dekodierung des mimischen Emotionsausdrucks des Gegenübers übernommen (vgl.: von Scheve 2010: 357). Die Gefühlsansteckung wird des Weiteren als eine „physiologische Kernkomponente der Dekodierung“, (ebd.:

358) beschrieben, die durch eine motorische Mimikry der Gesichtsmuskulatur erfolgt. Durch afferentes Feedback werde aus dem eigenen Gesichtsausdruck wiederum eine Emotion generiert (vgl. ebd.: 357f.). Im Unterschied zu Barsade (2002: 647) und damit sozialpsychologischen Ansätzen, in der zusätzlich zur unbewussten auch eine bewusste Gefühlsansteckung postuliert wird, wird innerhalb der Emotionssoziologie die unbewusste Gefühlsansteckung von einer bewussten Anpassung an die Emotionen anderer abgegrenzt (vgl. von Scheve 2010: 357). Zudem wird innerhalb der Emotionssoziologie die stabilisierende Wirkung der Gefühlsansteckung und ihre adaptive Funktion herausgehoben (vgl. ebd.: 358), wohingegen innerhalb der Sozialpsychologie stärker auf die Effekte der Gefühlsansteckung auf einzelne Komponenten des Erlebens und Verhaltens eingegangen wird (vgl. Barsade 2002: 667f.).

Sozialpsychologische, experimentelle Befunde

Wie Gefühlsansteckung sich konkret auf bestimmte Teamparameter auswirkt, hat Sigal G. Barsade (2002: 1ff.) untersucht. Die Begriffe Gefühl, Emotion und Stimmung werden in den folgenden Studien äquivalent verwendet. Barsade erwartete, dass: 1) Gefühlsansteckung zwischen Gruppenmitgliedern gefunden wird, 2) negative Gefühle eher zu Ansteckung führen als positive, 3) die gleiche emotionale Valenz bei energiegeladener Dar-

bietung eher eine Ansteckung zur Folge haben wird als bei weniger energiegeladener Darbietung, 4) positive Gefühlsansteckung in vermehrter Kooperationsbereitschaft sowohl auf dem Individual- als auch auf dem Gruppenlevel resultieren wird, 5) positive Gefühlsansteckung zu weniger Gruppenkonflikten führen wird und 6) positive Gefühlsansteckung einen positiven Einfluss auf die Einschätzung der eigenen Leistung und die Einschätzung der Leistung der anderen Gruppenmitglieder hat.

Die Hypothesen wurden, analog zur Auffassung der Emotionen nach dem Circumplex-Modell, in einem 2x2-Design getestet, wobei ein Faktor die emotionale Valenz (positiv vs. negativ) und der zweite Faktor das Energieniveau der Darbietung der Emotionen (hoch vs. niedrig) beschreibt. Es nahmen 94 Student_innen der Betriebswirtschaftslehre an der Studie teil. Die Versuchspersonen wurden in Gruppen von zwei bis vier Mitgliedern eingeteilt. Zu jeder Gruppe kam zusätzlich ein Konföderierter des Versuchsleiters hinzu. Bei dem Konföderierten handelte es sich um einen Schauspielstudenten, der instruiert wurde, die vier verschiedenen Emotionen entsprechend der Versuchsbedingung zu spielen, und dem die Hypothesen und der Zweck des Experimentes unbekannt blieben. Die Gruppenmitglieder füllten zunächst einen Stimmungsfragebogen zu ihrer momentanen Stimmung aus. Anschließend sollten sie innerhalb ih-

rer Gruppe eine Diskussion über einen Gehaltsbonus in einem fiktiven Unternehmen führen, wobei die Versuchspersonen verschiedene Interessen vertraten. Jede_r Teilnehmer_in hielt dazu einen zwei- bis dreiminütigen Vortrag, in dem er seine Argumente darlegen sollte. Der Konföderierte hielt seinen Vortrag in jeder Gruppe als erster. Nach allen Vorträgen hatte die Gruppe 30 Minuten Zeit, zu einem Ergebnis zu kommen. Die gesamte Gruppenaufgabe wurde von drei Videokameras gefilmt. Zum Schluss füllten die Teilnehmer_innen erneut denselben Stimmungsfragebogen wie zuvor aus, wobei sie sich einmal auf die erste und einmal auf die zweite Hälfte des Experimentes beziehen sollten. Zusätzlich wurden in dem Fragebogen Team-Parameter (eigene Kooperationsbereitschaft und die der anderen bzw. eigene wahrgenommene Leistung und die der anderen) sowie die Valenz und die dargebotene Energie der Emotionen der jeweils anderen Gruppenmitglieder (inklusive des Konföderierten) erfasst. Die Videoaufzeichnungen der Versuchsteilnehmer_innen wurden von vier geschulten Kodierer_innen ausgewertet, die die Stimmung der Versuchspersonen über die Zeit anhand deren Mimik,

Gestik und der Stimmlage einschätzten. Zusätzlich bewerteten sie die allgemeine Kooperationsbereitschaft bzw. das Konkurrenzverhalten und den Konflikt innerhalb der Gruppe (vgl. ebd.: 653ff.).

„Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass die verschiedenen Bedingungen von dem Konföderierten adäquat umgesetzt werden konnten.“

Die Daten wurden mit dem Programm *Hierarchical Linear Modeling* nach dem Verfahren der Mehrebenenanalyse sowohl auf Gruppen- (gemittelte Werte der Gruppenmitglieder) als auch auf

Individualebene ausgewertet (vgl. ebd.: 660).

Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass die verschiedenen Bedingungen von dem Konföderierten adäquat umgesetzt werden konnten. Die Versuchspersonen schätzten dessen dargebotene Valenz und Energie der Emotionen entsprechend ein. Die Unterschiede zwischen den Bedingungen wurden in einem Chi-Quadrat-Test signifikant (Valenz: $\chi^2=42,64$, $p<0,001$, Energie: $\chi^2=152,52$, $p<0,001$). Abbildung 1 gibt eine Übersicht über die getesteten Hypothesen.

Die erste Hypothese, dass Gefühlsansteckung gefunden würde, konnte bestätigt werden. Die Stimmung des Konföderierten hatte einen signifikanten Einfluss sowohl auf die Bewertung der Emotionen der Versuchspersonen durch die Videokodierer_innen ($r=0,45$, $p<0,001$) als

	<i>Hypothese bestätigt</i>	<i>Hypothese nicht bestätigt</i>
1. Auftreten von Gefühlsansteckung	•	
2. negative Emotionen führen eher zu Gefühlsansteckung		•
3. hohe Energie führt zu mehr Gefühlsansteckung		•
4. positive Gefühlsansteckung führt zu mehr Kooperation	•	
5. positive Gefühlsansteckung reduziert Konflikte	•	
6. positive Gefühlsansteckung führt zu positiveren Leistungsurteilen	•	

Abbildung 1: Übersicht über die getesteten Hypothesen

auch auf die Selbsteinschätzung der Versuchspersonen bezüglich der Veränderung ihrer Emotionen ($r=0,31$, $p<0,01$). So führte eine positive Stimmung des Konföderierten zu positiveren Emotionen bei den Versuchspersonen, während eine negative Stimmung des Konföderierten negativere Emotionen auslöste. Außerdem trat ein signifikanter Effekt der dargebotenen Energie auf die Stimmung der Versuchspersonen auf. Gruppen in der Niedrige-Energie-Bedingung erfuhren eine größere Stimmungsverbesserung als Gruppen in der Hohe-Energie-Bedingung ($r=-0,21$, $p<0,05$); dieser Effekt trat jedoch nur auf der Individualebene und nur für positive Gefühlsansteckung auf. Die Stimmungsbeeinflussung durch die Stimmung des Konföderierten wurde ebenfalls auf der Gruppenebene festgestellt (Bewertung durch Kodierer: $F=10,30$, $p<0,005$, Be-

wertung durch Gruppenmitglieder: $F=8,41$, $p<0,005$). Es wurde keine Interaktion zwischen Valenz und Energie der dargebotenen Emotionen entdeckt. Für Hypothese zwei, dass negative Emotionen eher zu Gefühlsansteckung führen würden als positive, wurde keine Bestätigung gefunden. Auch Hypothese drei, wonach eine erhöhte dargebotene Energie zu stärkerer Gefühlsansteckung führe, konnte nicht bestätigt werden. Die vierte Hypothese, dass positive Gefühlsansteckung eine vermehrte Kooperation bewirke, konnte sowohl auf Individual- als auch auf Gruppenebene bestätigt werden. Versuchspersonen, deren Differenzwerte aus den Stimmungsfragebögen auf eine hohe positive Gefühlsansteckung schließen lassen, wurden von sich selbst ($\beta=0,73$, $p<0,01$) und von anderen Gruppenmitgliedern ($\beta=0,47$, $p<0,05$) als signifikant kooperativer ein-

geschätzt. Teilnehmer_innen, bei denen eine positive Gefühlsansteckung durch die Bewertung der Video-Kodierer_innen festgestellt wurde, wurden ebenfalls als signifikant kooperativer eingeschätzt, jedoch nur von den anderen Gruppenmitgliedern und nicht von sich selbst ($\beta=1,41$, $p<0,05$). Auf Gruppenebene wurde festgestellt, dass die von den Video-Kodierer_innen erfasste Kooperation signifikant mit der ebenfalls durch die Video-Kodierer_innen eingeschätzten Gefühlsansteckung ($r=0,44$, $p<0,05$) und mit der durch die Stimmungsfragebögen erfassten Ansteckung ($r=0,34$, $p<0,1$) korreliert. Die Kooperation, gemessen an der Standardabweichung der erhaltenen Bonusbeträge innerhalb der Gruppe (geringe Standardabweichung soll auf hohe Kooperation hindeuten), wurde ebenfalls von der Gefühlsansteckung, gemessen durch die Bewertung der Video-Kodierer_innen, signifikant beeinflusst ($r=-0,37$, $p<0,05$). Hypothese fünf, dass positive Gefühlsansteckung zu weniger Konflikten in der Gruppe re, konnte ebenfalls bestätigt werden. Die Effekte sind für alle verwendeten Maße signifikant. Zu Hypothese sechs, der gemäß positive Gefühlsansteckung eine erhöhte Leistungseinschätzung zur Folge habe, wurde ein signifikanter Zusammenhang zwischen der durch die Video-Kodierer_innen bewerteten Gefühlsansteckung und der durch die anderen Gruppenmitglieder bewertete Leistung festgestellt ($\beta=12,08$, $p<0,05$). Außerdem wurden

ein signifikanter Zusammenhang zwischen der Gefühlsansteckung, gemessen durch die Selbsteinschätzung, und der selbst eingeschätzten Leistung gefunden ($\beta=0,38$, $p<0,005$). Zudem zeigte sich ein schwacher signifikanter Zusammenhang zwischen der Gefühlsansteckung, gemessen durch die Selbsteinschätzung, und der Leistungseinschätzung durch die anderen Gruppenmitglieder ($\beta=3,96$, $p<0,1$). Diese Hypothese konnte somit ebenfalls bestätigt werden (vgl. ebd.: 661ff.).

Barsade schlussfolgert aus diesen Ergebnissen, dass Gefühlsansteckung in Gruppen auftritt und als affektive Information stimmungsauslösend wirkt. Außerdem habe die Gefühlsansteckung Einfluss auf Urteile und Verhalten in der Gruppe. Einen möglichen Grund, warum die negativen Gefühle und die hohe Energie nicht so viel Ansteckung verursacht haben, wie erwartet, sieht Barsade darin, dass das negative Verhalten des Konföderierten von den Versuchsteilnehmer_innen möglicherweise als unangebracht empfunden wurde. Speziell in der Bedingung mit negativer Valenz und geringer Energie könne es vorkommen, dass dem Konföderierten weniger Aufmerksamkeit zuteilwird, da Personen, die diese Art von Emotionen zeigen, als weniger sozial orientiert eingeschätzt würden, so Barsade (vgl. ebd.). Einen Anhaltspunkt dafür, dass die Ursache für den wenig eindeutigen Effekt der dargebotenen Energie auf das Aus-

maß der Gefühlsansteckung durch den Versuchsaufbau bedingt sein könnte, liefern auch die abweichenden Ergebnisse von Barbara Wild et al. (2001: 118). Diese zeigen einen signifikanten Effekt der Energie der dargebotenen Emotionen auf die Stärke der Gefühlsansteckung sowohl für positive als auch für negative Emotionen. Außerdem kommt Barsade zu dem Schluss, dass Gefühlsansteckung nicht nur die Stimmung der Gruppenmitglieder, sondern auch Variablen wie Kooperation, Konflikte und die wahrgenommene Leistung beeinflusst (vgl. Barsade 2002: 667ff.). Er merkt ebenfalls an, dass sich die vorliegende Studie lediglich auf Gruppen mit sehr kurzer Lebensdauer bezieht und unterstreicht die Bedeutung, die Längsschnittstudien in diesem Forschungsgebiet in der Zukunft haben sollten, da die Gefühlsansteckung seiner Meinung nach auch von der aktuellen Phase der Teambildung, von der emotionalen Vergangenheit sowie von Gruppenkultur und -normen abhängig sein könnte. Außerdem wirft er die Frage auf, inwieweit sich Personen der Gefühlsansteckung bewusst sind. Gerade für den organisationalen Kontext sei das Wissen um die Verbindung von Stimmungsprozessen

„Barsade schlussfolgert aus diesen Ergebnissen, dass Gefühlsansteckung in Gruppen auftritt und als affektive Informationsinduzierend wirkt.“

und der Leistung entscheidend. Es gelte weiterhin, die Gefühlsansteckung auch in anderen organisationalen Bereichen (wie zum Beispiel der Kundeninteraktion oder im Führungsverhalten) zu erforschen. Als Implikation seiner Studie gibt Barsade an, dass es notwendig sei, sich die Prozesse der Gefühlsansteckung und deren Konsequenzen bewusst zu machen (vgl. ebd. 668ff.). An der vorliegenden Studie kann kritisch gesehen werden, dass die Untersuchung ausschließlich mit Studenten eines bestimmten Fachbereichs und – wie auch von Barsade angemerkt und bereits erwähnt – nur mit Gruppen von sehr kurzer Lebensdauer durchgeführt wurde. Der Mechanismus der Gefühlsansteckung, der auf grundlegenden neuronalen Strukturen basiert und auch bei anderen Säugetieren gefunden wurde (vgl. unter anderem Reimert et al. 2012: 49), kann zwar wahrscheinlich auch auf andere Menschen generalisiert werden, jedoch könnte es bei den Auswirkungen der Gefühlsansteckung zu systematischen Verzerrungen aufgrund der Stichprobe gekommen sein. Ein weiterer Kritikpunkt ist die Erhebung der Emotionen der Versuchspersonen zum zweiten Messzeitpunkt, bei der die

die Versuchspersonen sich an ihre Emotionen der letzten 30 Minuten zurückerinnern sollen. Dieses Erhebungsverfahren könnte zu unentdeckten Messfehlern führen, da die Genauigkeit, mit der sich die Versuchspersonen erinnern, nicht festgestellt werden kann. Auch hier sind Verzerrungen möglich, da zur Bestimmung der Gefühlsansteckung das potenziell ungenaue Messergebnis des zweiten Messzeitpunktes mit dem Ergebnis des ersten Messzeitpunktes verglichen wird. Die beiden Messungen messen jedoch nicht unbedingt das Gleiche. Das Problem, dass die Erinnerungen von Versuchspersonen an ihre Emotionen ungenau sein können, wird auch in anderen Studien deutlich (vgl. Hsee et al. 1990: 336f.). Außerdem wird die Gefühlsansteckung nur einseitig – und zwar vom Konföderierten auf die Versuchsteilnehmer_innen – betrachtet. Die gegenseitige Ansteckung der Versuchspersonen untereinander, die Hinweise auf die Dynamik des Ansteckungsprozesses geben könnte, blieb jedoch unbeachtet. Zudem wurde der Zusammenhang zwischen der Gefühlsansteckung und einem objektiven Leistungsmaß, der unter anderem für praktische Implikationen des Konstruktes entscheidend sein könnte, nicht untersucht.

Trotz dieser Kritikpunkte wurden in der Studie aussagekräftige Hinweise gefunden, die für die Hypothesen eins, vier, fünf und sechs sprechen. Die gefundenen Effekte stützen sich in allen Fällen

sowohl auf Selbst- als auch auf Fremdeinschätzung der Gefühlsansteckung. Die Frage nach der Generalisierbarkeit der Ergebnisse auf die Population sowie der Bezug zur objektiv erbrachten Leistung werden in weiteren Studien zu klären sein. Auch die Analyse der gegenseitigen Wechselwirkungen zwischen allen Gruppenmitgliedern lässt Raum für weitere Forschung. Als eine der wenigen Untersuchungen, die sich auf Gefühlsansteckung im Kontext von Gruppen in Organisationen bezieht, liefert die vorliegende Studie eine wichtige Basis für weitere Forschung.

Der Frage nach Gefühlsansteckung in real existierenden Teams, die über eine längere Zeit zusammenarbeiten, sind des Weiteren Peter Totterdell et al. (1998) in einer Feldstudie mit Teams von Krankenpfleger_innen nachgegangen. Folgende Hypothesen wurden getestet: Erstens wurde angenommen, dass Krankenschwestern und -pfleger, die sich stärker mit dem Team verbunden fühlen oder eine positivere Einstellung zum Team haben, wahrscheinlicher Gefühlsansteckung erleben werden als andere. Zweitens wurde erwartet, dass Krankenpfleger_innen, die sich in anderen Stimmungen als ihre Teammitglieder befinden, wahrscheinlicher Probleme im Team wahrnehmen werden.

An der Studie nahmen 65 Krankenpfleger_innen zwischen 20 und 59 Jahren teil (davon 62 weiblich und drei männlich). Diese arbeiteten in Teams von zwei bis

„Weiterhin wurde ein positiver Zusammenhang zwischen der Stimmungen der einzelnen Versuchspersonen und der Stimmung von deren Teammitgliedern zum entsprechenden Zeitpunkt gefunden.“

sieben Personen. Im Schnitt verbrachten die Teams 1,3 Stunden ihres Arbeitstages gemeinsam und den Rest des Tages einzeln mit den Patient_innen. Jeder Versuchsperson wurde ein Heft ausgehändigt, in dem sie/er über einen Zeitraum von drei Wochen am Ende jedes Tages Fragen bezüglich der Tätigkeiten, der Arbeitslast, des Teams, der Konflikte im Team und der erlebten Emotionen am entsprechenden Tag beantworten sollte. Am Ende der drei Wochen wurde jeder Versuchsperson noch ein Fragebogen vorgelegt, in dem Fragen zur Biografie, der Bindung zum Team, dem Klima im Team und einige der zuvor täglich beantworteten Fragen in Bezug auf die gesamte dreiwöchige Untersuchungsphase beantwortet werden sollten.

Die Auswertung der Daten erfolgte in einer zusammengefassten Zeitreihenanalyse. Um die Zusammenfassung der Daten zu Gruppen zu rechtfertigen, wurde zunächst die Interrater-Reliabilität der Teams ermittelt. Diese lag bei .75 für generell gute Stimmung, bei .73 für positiven Affekt und bei .65 für negativen Affekt. Nach Lawrence R. James, Robert G. Demaree und Gerrit Wolf (1984, zitiert nach Totterdell et al. 1998: 1507) müssen

die Werte über .7 liegen, um Übereinstimmung innerhalb der Gruppe zu zeigen. Dies ist nur für positive Stimmung/positiven Affekt der Fall.

Weiterhin wurde ein positiver Zusammenhang zwischen der Stimmungen der einzelnen Versuchspersonen und der Stimmung von deren Teammitgliedern zum entsprechenden Zeitpunkt gefunden. Die erfassten Konflikte erklärten einen signifikanten Anteil der Varianz in der Stimmung der Teams. Allerdings konnte ausgeschlossen werden, dass der Zusammenhang der Stimmung des Individuums und der Stimmung des Teams komplett auf gemeinsam erlebte Probleme bei der Arbeit zurückzuführen ist. Es wurde kein signifikanter Zusammenhang zwischen der Zeit, die die Versuchspersonen täglich zusammen verbrachten, und dem Ausmaß in der Übereinstimmung ihrer Stimmungen festgestellt. Gefunden wurden signifikante Zusammenhänge zwischen dem Grad der Übereinstimmung der Emotionen zwischen Individuum und Gruppe mit 1) dem Alter (positiver Zusammenhang), 2) der Zeit, die die Versuchsperson bereits im Team arbeitete (positiver Zusammenhang), 3) dem Gefühl der Verbundenheit mit dem Team

(positiver Zusammenhang), 4) einem positiven Klima im Team (positiver Zusammenhang) und 5) mit der Zahl der Konflikte (negativer Zusammenhang). Die Zusammenhänge wurden nur bei positiver Stimmung signifikant. Die Anzahl der Teammitglieder lieferte keinen signifikanten Zusammenhang.

Die beiden aufgestellten Hypothesen wurden somit bestätigt. Die Studie zeigt signifikante Zusammenhänge zwischen der Übereinstimmung der Stimmungen von Individuum und Gruppe – die hier als Indikator für Gefühlsansteckung dient – und zahlreichen gruppenbezogenen Variablen. Die Zeit, die ein Individuum bereits Teil des Teams ist, hat also einen entscheidenden Einfluss auf die Stärke der Gefühlsansteckung. Der Einfluss des Alters könnte hingegen auch auf den Einfluss der im Team verbrachten Zeit zurückzuführen sein. Hierzu treffen die Autor_innen der Studie keine Aussage. Die übrigen Ergebnisse stützen die Befunde von Barsade bezüglich der gesteigerten Kooperation und dem verringerten Konflikt aufgrund von positiver Gefühlsansteckung. Allerdings beschränkt sich die Studie hier auf rein korrelative Aussagen. Die Stimmungskongruenz innerhalb der Teams wurde trotz der relativ kurzen gemeinsam verbrachten Zeit pro Arbeitstag festgestellt. Totterdell et al. sehen eine mögliche Ursache hierfür darin, dass die Versuchspersonen den Rest ihres Arbeitstages mit Patienten verbringen, von denen sie sich stärker distanzieren als von ihren

Teammitgliedern, und so der Einfluss der Patient_innen auf die Stimmung der Krankenpfleger_innen weniger stark ausgeprägt ist. In dieser Studie konnte ausschließlich positive Gefühlsansteckung festgestellt werden. Laut Totterdell et al. könnte eine verminderte Bereitschaft zur Beantwortung der Fragen an Tagen mit schlechter Stimmung vorgelegen haben (insgesamt wurden 70 Prozent der täglichen Fragen beantwortet), wodurch die Effekte negativer Stimmung unterschätzt worden sein könnten.

Implikationen für weitere Forschung

Aus den Ergebnissen der vorgestellten Studien lässt sich ableiten, dass in Gruppen und Teams das Phänomen der Gefühlsansteckung auftritt. Dabei ist anzunehmen, dass jedes Gruppenmitglied sowohl Sender als auch Empfänger von Gefühlsansteckung ist. Studien, die sich lediglich auf kurzfristig zusammengestellte Teams beziehen, sind nur begrenzt aussagekräftig, da die Zeit, die ein Team bereits besteht, einen Einfluss auf die Gefühlsansteckung im Team besitzt. Um die zugrunde liegenden Mechanismen vollends zu verstehen, ist daher entscheidend, ein möglichst umfassendes Bild der emotionalen Wechselwirkungen zwischen allen Gruppenmitgliedern zu erforschen. Diese Implikation besitzt auch Relevanz für die Führungsforschung, in der bisher meist nur der Einfluss von Führungspersonen auf Mitarbeiter untersucht und die

gegensätzliche Richtung vernachlässigt wurde. Auch die von Barsade und Gibson (1998: 83ff.) postulierte Forderung nach einer Betrachtung von Emotionen in Gruppen sowohl auf Individual- als auch auf Gruppenebene erscheint im Lichte der vorgestellten Studien sinnvoll. In Untersuchungen, die nicht beide Ebenen betrachten, könnten andernfalls Effekte übersehen werden. Eine weitere noch zu beantwortende Frage ist die nach dem Zusammenhang von Gefühlsansteckung und der Leistung von Teams und Individuen.

Gefühlsansteckung in Teams

Die vorgestellten Studien deuten darauf hin, dass Emotionen bewusst sowie unbewusst ansteckend sind. Grundlegend hierfür ist der Emotionsausdruck, der über verschiedene Sinne erfolgen kann. Die gegenseitige Gefühlsansteckung von Teammitgliedern hat Auswirkungen auf zahlreiche Aspekte der Teamarbeit: Fällt die Ansteckung positiv aus, kann sie dem Team zu mehr Kohäsion und Kooperation, weniger Konflikten und einem besseren Klima verhelfen. Außerdem steigert sie die wahrgenommene Leistung im Team, wobei hier die Balance zwischen angebrachtem Optimismus und grundlegender Euphorie, die sich eher hinderlich auf die Leistung des Teams auswirken könnte, zu suchen ist. Dies ist vor allem für Teams entscheidend, die über einen längeren Zeitraum zusammenarbeiten, da hier mehr Ansteckung stattfindet als

bei kurzfristiger Teamarbeit.

Die Gefühlsansteckung in Gruppen und Teams in Organisationen ist bisher allerdings erst in wenigen Studien untersucht worden. Somit bedarf es weiterer Forschung, um das Phänomen mit seinen Konsequenzen für Teamarbeit vollständig zu erfassen.

ZUR AUTORIN

Beate Eichmann, 24, studiert Sensorik und kognitive Psychologie an der Technischen Universität Chemnitz. Zu ihren wissenschaftlichen Interessenschwerpunkten zählen: Lernen und Verstehen von Naturwissenschaften.

LITERATUR

Barsade, Sigal G. (2002): The Ripple Effect: Emotional Contagion and its Influence on Group Behavior. In: *Administrative Science Quarterly*, Jg. 47, S. 644–675.

Barsade, Sigal G./ Gibson, Donald E. (1998): Group Emotion: a view from top and bottom. In: *Research on Managing Groups and Teams*, Jg. 1, S. 81–102.

Bierhoff, Hans W./ Müller, Günter F. (1999): Positive feelings and cooperative support in project groups. In: *Swiss Journal of Psychology*, Jg. 58, S. 180–190.

Ciompì, Luc (2003): Affektlogik, affektive Kommunikation und Pädagogik. In: Nüssli, Ekkehart/Schiersmann, Christiane/Siebert, Horst (Hrsg.): *Literatur- und Forschungsreport Weiterbildung*, Jg. 26, 62–70.

Doherty, R. William (1997): The Emotional Contagion Scale: A Measure of Individual Differences. In: *Journal*

of Nonverbal Behavior, Jg. 21/2, S.131–154.

Grawitch, Matthew J./ Munz, David C./ Kramer, Thomas J. (2003): Effects of member mood states on creative performance in temporary workgroups. In: Group Dynamics, Jg. 7, S. 41–54.

Gump, Brooks B./ Kulik, James A. (1997): Stress, Affiliation, and Emotional Contagion. In: Journal of Personality and Social Psychology, Jg. 72/2, S. 305–319.

Hsee, Christopher K. et al. (1990): The effect of power on susceptibility to emotional contagion. In: Cognition & Emotion, Jg. 4/4, S. 327–340.

Küpers, Wendelin/Weibler, Jürgen (2005): Emotionen in Organisationen. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.

Lishner, David A./Cooter, Amy B./Zald, David H. (2008): Rapid Emotional Contagion and Expressive Congruence Under Strong Test Conditions. In: Journal of Nonverbal Behavior, Jg. 32, S. 225–239.

Neumann, Roland/Strack, Fritz (2000): „Mood Contagion“: The Automatic Transfer of Mood Between Persons. In: Journal of Personality and Social Psychol-

gy, Jg. 79/2, S. 211–223.

Reimert, I. et al. (2012): Indicators of positive and negative emotions and emotional contagion in pigs. In: Physiology and Behavior, Jg. 109, S. 42–50.

Rudolph, Udo et al. (2004): A meta-analytic review of help-giving and aggression from an attributional perspective: Contributions to a general theory of motivation. In: Cognition and Emotion, Jg. 18, S. 815–848.

Totterdell, Peter et al. (1998): Evidence of Mood Linkage in Work Groups. In: Journal of Personality and Social Psychology, Jg. 74/6, S. 1504–1515.

von Scheve, Christian (2010): Die emotionale Struktur sozialer Interaktion: Emotionsexpression und soziale Ordnungsbildung. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 39/5, S. 346–362.

Wild, Barbara/Erb, Micheal/Bartels, Mathias (2001): Are emotions contagious? Evoked emotions while viewing emotionally expressive faces: quality, quantity, time course and gender differences. In: Psychiatry Research, Jg. 102, S. 109–124.

Kriminalisierung von Armut



Loïc Wacquant Bestrafen der Armen

Zur neoliberalen Regierung der sozialen Unsicherheit

2., durchgesehene Auflage 2013.
359 Seiten. Kart.
36,00 € (D), 37,10 € (A)
ISBN 978-3-8474-0121-6



Verlag Barbara Budrich • Barbara Budrich Publishers

Staufenbergstr. 7. D-51379 Leverkusen Opladen
Tel +49 (0)2171.344.594 • Fax +49 (0)2171.344.693 •
info@budrich.de
www.budrich-verlag.de

Das Empfinden der Anderen

Über emotionale Pflichterfüllung und Externalisierung von Gefühlen

von Harald Lehner

„A man who is master of himself can end a sorrow as easily as he can invent in pleasure. I don't want to be at the mercy of my emotions. I want to use them, to enjoy them, and to dominate them.“

The Picture of Dorian Gray – Oscar Wilde (2007: 76f.)

84

abstract

Eines der bisher in der (Emotions-)Soziologie vernachlässigten Phänomene stellt die Möglichkeit zur Externalisierung von Emotionen durch Individuen dar. Wie sich theoretisch zeigen lässt, erfordern spezifische Situationen das Zeigen von Gefühlen, als eine Art soziokulturelles Gebot oder auch Pflicht zur Aufrechterhaltung der sozialen Normalität bzw. zur Verhinderung von Anomalien im symbolischen Raum. Diese Pflicht kann und wird an Dritte delegiert. Somit sind Emotionen unter bestimmten Gegebenheiten nicht (nur) als eine sehr intime, persönliche Erfahrung zu definieren, sondern als symbolisch auferlegte Pflicht, die in der Regel unbewusst und unhinterfragt durch eine Externalisierung bzw. Pflichtübergabe erfüllt werden kann. Dieser Beitrag versucht – da sich zu dieser spezifischen Thematik nur wenig in einschlägiger soziologischer Literatur finden lässt – eine theoretische Einführung in das Phänomen und eine erste Konzeptionierung für eine soziologische Nutzbarmachung.

„Even Sociologists fall in love.“

(Jackson 1993: 201)

Die folgende Situation könnte einem vertraut sein, wenn nicht als direkt Betroffene_r, dann zumindest als Beobachter_in: Jemand erzählt einen Witz

und keiner lacht. Diesem unangenehmen Schweigen und der peinlichen Berührtheit, welche man in solchen Momenten empfindet, kann man sich nur schwer entziehen. Oder aber man erzählt jemandem, dass seine Großmutter gestorben ist

und das Gegenüber zuckt nur gleichgültig mit den Schultern. Einmal von etwaiger Humor- bzw. im zweiten Beispiel Herzlosigkeit bei der/dem Gesprächspartner_in abgesehen, empfindet man instinktiv, dass das komplette Fehlen einer emotionalen Reaktion oder auch das Zeigen von als situativ unpassend eingeschätzter Emotion eine unangenehme Anomalie innerhalb der Interaktion mit anderen darstellt.

Man erfährt die Art von Anomie, „die entsteht, wenn das exakt aufgebaute Sozialsystem einer unmittelbaren Interaktion zusammenbricht“ (Goffman 2011: 15).

So werden situationspezifisch Gefühlserwartungen definiert, die als angemessen erscheinende Konzepte für im sozialen bzw. symbolischen Raum gesetzte Handlungen wahrgenommen werden (vgl. Gerhards 1989: 179). Wie eben Lachen als Reaktion auf das Erzählen eines Witzes oder Betroffenheit und Anteilnahme für den Verlust anderer. Unser soziokulturelles Umfeld übt dabei einen sehr großen Einfluss auf die sozialen Gebote des angemessenen Ausdrucks von Gefühlen und sogar deren Entstehung aus. Auch das Geschlecht stellt eine signifikante Einflussgröße dar, denn noch heute werden Frauen in un-

serer Gesellschaft als das emotionale Geschlecht dargestellt, dem es erlaubt ist oder von dem sogar erwartet wird, Gefühle exponierter darzustellen (vgl. dazu exemplarisch Allemann-Tschopp 1979, Bourdieu 2012 oder Greenglass 1986).

Unter diesen Gesichtspunkten könnte man annehmen, dass Affekte und Emotionen in der Soziologie einen besonderen Stellenwert einnehmen. Dem war allerdings

geraume Zeit (und teilweise bis heute) nicht so. Es scheint, als hätte der lange Schatten des besonders in der Ökonomie und den *Rational-Choice*-Ansätzen beliebten *homo oeconomicus* den Fokus auf eine grundlegende Ebene des Menschen als soziales Wesen verdunkelt (siehe vergleichend zur Ge-

sellschaft und Entwicklung der *Emotionssoziologie* Vester 1991 und Senge 2012). Es gibt „seit Jahrzehnten Ansätze zu einer Emotionssoziologie, die die gesellschaftliche Funktion von Affekten und Gefühlen und ihre soziokulturelle Formung thematisiert, etwa bei Kemper, Denszin, Hochschild, Kahle, Gerhards, Flam und Vester“ (Wahl 2006: 4526; Hervorhebung im Original). Eine Eigenheit der soziologischen Forschung besteht, besonders in Bezug auf dieses Thema, im Bemühen, „lieber eigensinnige Handlungstheorien zu bas-

„Unser soziokulturelles Umfeld übt dabei einen sehr großen Einfluss auf die sozialen Gebote des angemessenen Ausdrucks von Gefühlen und sogar deren Entstehung aus.“

teln, als den aktuellen Erkenntnisstand einschlägiger anderer Wissenschaften vorurteilsfrei zur Kenntnis zu nehmen und in die eigenen Modelle einzubauen“ (ebd.).

Das Ziel dieses Artikels soll es nun sein, eben genau das in kleinem Rahmen zu tun. In Bezugnahme auf Arbeiten aus mit der Soziologie verwandten Geisteswissenschaften (Philosophie, Psychoanalyse und Kulturwissenschaften) soll Licht auf ein soziales Phänomen geworfen werden, welches bisher in der einschlägigen Literatur der Emotionssoziologie nicht ausführlich behandelt wurde: die Externalisierung bzw. Auslagerung von Gefühlen durch Individuen. Nach einer kurzen Einführung in die Kultur der Emotionen wird die diesem Phänomen zugrunde liegende Struktur anhand von Beispielen verdeutlicht. Dem folgt eine Konkretisierung und soziologische Annäherung, um danach einige abschließende Überlegungen und Aussichten zu formulieren.

Es soll gezeigt werden, dass das Empfinden bzw. Zeigen von Emotionen nicht die Aufgabe eines Individuums ist, sondern es in manchen Fällen nur eine sekundäre Rolle spielt, wer (oder was) die erwartete und akzeptable Gefühlsbekundung als Reaktion setzt, solange nur gewahrt wird, dass diese gesetzt wird. Eben genau diese situative Anforderung, Aufgabe oder auch Pflicht wird in manchen Situationen vom Individuum externalisiert. Die Theorie des externalisierten bzw. delegierten Empfindens, Glaubens und auch

Genießens hat ihren Ursprung in den Lehren des französischen Psychoanalytikers Jacques Lacan (1995), wurde später vom slowenischen Kulturtheoretiker Slavoj Žižek (1991 und 2011) popularisiert und diente schließlich dem österreichischen Philosophen Robert Pfaller (2002 und 2008) als Ausgangspunkt für dessen Theorie der Interpassivität. Dabei handelt es sich um die kulturelle Praxis, eigene Handlungen und Empfindungen (hauptsächlich aus dem Bereich der Lustempfindungen) an äußere Objekte, in der Regel Menschen oder Dinge, zu delegieren. Dies ermöglicht ein passives Genießen durch Stellvertreter und im Weiteren eine Auslagerung als Luststeigerung (siehe zur Interpassivität Pfaller 2000 und Feustel et al. 2011).

Kultur der Emotionen – ein Überblick

Noch bevor sich ein Kleinkind als eigenständiges Subjekt begreift, verinnerlicht es die Wechselbeziehung zwischen Gefühl bzw. Gefühlsbezeugung und sozialer Handlung. Wenn ein Baby hungrig ist, beginnt es zu weinen, worauf eine soziale Interaktion mit der Mutter oder dem Vater und sehr wahrscheinlich das Füttern des Babys folgt.

Wichtige Bezugspersonen dienen als Spiegel, Vorbild und Lehrer_in innerhalb des sozialen und symbolischen Raums. Es entwickeln sich Dispositionen und Habitus. Es wird gelernt, Gestik, Mimik und Handlungen anderer Subjekte zu le-

sen, sich in andere Menschen hineinzusetzen und die eigene Gefühlslage zu artikulieren und zu deuten. Wir glauben in vielen Alltagssituationen instinktiv zu wissen, wie sich andere fühlen. Gefühlsregungen und -bezeugungen anderer und die eigenen werden permanent interpretiert.

„In die Transzendenz“ des Ego geht Jean-Paul Sartre [1997] davon aus, dass wir es in unserer Psyche nie mit körperlichen Erregungen in Reinform zu tun haben, sondern immer mit gewussten Emotionen und gewussten Gefühlen. Um zum Beispiel Heimweh zu haben, muss ich wissen, dass ich Heimweh habe, und ich muss wissen, was Heimweh ist. Ansonsten spüre ich nur eine diffuse Schwermut. Unser bewusstes Denken interpretiert unsere körperlichen Erregungen und bringt sie in eine Form.“ (Precht 2010: 206f.)

So lässt sich feststellen, dass sich ein Gefühl aus einem geistigen Bewertungsprozess, der einfach oder komplex sein kann, und den dispositionalen Reaktionen auf diesen Prozess zusammensetzt (vgl. Damasio 1999: 271). Was schließlich bedeutet, dass alle geäußerte Emotion ein Resultat soziokultureller Prägung ist und dass Emotionen historisch variabel sind, da sie zum kulturellen Fundus einer Gesellschaft gehören.

„Gerichtete Emotionen sind weitgehend das Produkt von Gewohnheiten. Wenn die Dame der viktorianischen Bourgeoisie bei Erwähnung des Wortes Knie zu

erröten und bei Anspielung auf die Unterkleider gar wirklich das Bewusstsein zu verlieren drohte [...], so kommt all das nur auf der Basis von angelagerten Gewohnheitsbildungen vor.“ (Tenbruck 1986: 94)

Unsere kulturelle Prägung repräsentiert sich somit auch in unseren Emotionen, deren (jeweiligen adäquat erscheinenden) Ausdrucksformen und Deutungstraditionen. Wer zum Beispiel jähzornig und cholerisch ist, mag heutzutage instinktiv als eigenwillig und schwach erscheinen; als jemand, der seine Emotionen nicht unter Kontrolle hat. Gute Etikette bzw. Manieren sind in ihrer Grundstruktur das Nichtzeigen oder Unterdrücken von Emotionen im sozialen Kontext; ein Erheben über die eigene (emotionale) Empfindlichkeit. Die als angemessen geltenden geäußerten Emotionen emergieren aus dem sozialen und symbolischen Rahmen. In diesem Zusammenhang scheint es sinnvoll, von einer Kultur der Emotionen zu sprechen. Womit die „von den Menschen einer Gesellschaft gemeinsam geteilten Deutung von Emotionen [gemeint ist], wodurch Emotionen gerade erst konstituiert werden“ (Gerhards 1989: 179).

Als Einflussfaktoren können die Menschen, die uns umgeben, wo und in welcher Situation wir uns befinden, unsere Dispositionen, soziale Normen, was wir selbst für angemessen halten, Erwartungserwartungen usw. ausgemacht werden. Oder wie bereits Karl Marx in um

„Unsere kulturellen Prägungen repräsentieren sich somit auch in unseren Emotionen, deren (jeweiligen adäquat erscheinenden) Ausdrucksformen und Deutungstraditionen.“

seinen Thesen über Ludwig Feuerbach bemerkte: „Das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum innewohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse.“ (Marx 1969: 533, zitiert nach Schäfers 2010: 28)

88

Vom Chor in griechischen Tragödien bis zum Dosengelächter in US-amerikanischen Sitcoms

In einem Roman des 2001 verstorbenen britischen Schriftstellers Douglas Adams handelt es sich bei einem der Protagonisten um einen mechanischen Mönch (Electric Monk), einen Roboter, dessen Daseinszweck folgendermaßen beschrieben wird:

„*The Electric Monk* was a labor-saving device, like a dishwasher or a video recorder. Dishwashers washed tedious dishes for you, thus saving you the bother of washing them yourself, video recorders watched tedious television for you, thus saving you the bother of looking at it yourself; Electric Monks believed things for you, thus saving you what was becoming an increasingly onerous task, that of believing all the things the world expected you to believe.“ (Adams 1991: 4)
Der Zweck dieses Roboters ist ein auf den

ersten Blick paradox erscheinender. Sind die Verwendungszwecke für Roboter in ihrer gegenwärtigen primitiven wie auch in ihrer hochentwickelten Ausführung in den Produkten der Science-Fiction in der Regel mit schwerer, manuell verrichteter oder sehr gefährlicher Arbeit verbunden, ist es die Aufgabe des beschriebenen Electric Monk, die spirituelle Tätigkeit des Glaubens für die Menschen zu übernehmen. Der wirklich bedeutende Punkt liegt aber darin, dass er für die Menschen an all die Dinge glaubt, von denen erwartet wird, dass an sie geglaubt wird. Der Glaube offenbart sich hier als eine extern an die Akteure herangetragene kulturelle und/oder soziale Pflicht, die es zu erfüllen gilt. Erscheint die Notwendigkeit eines solchen Roboters abstrus? Wenn auch technologisch weniger hoch entwickelt, gibt es bereits etwas Vergleichbares. Gebetsmühlen, wie sie im tibetischen Buddhismus verwendet werden, erfüllen eine ähnliche Funktion. Ein beschriebenes Gebetsblatt wird an einem einfachen wind- oder wasserbetriebenen Drehkörper befestigt, welcher das Blatt konstant in Bewegung hält und so für einen betet. Objektiv wird also gebetet (die „Gebetspflicht“ wird symbolisch erfüllt), während sich das jeweilige Individuum

weltliche Dinge kümmern kann (vgl. dazu Žižek 2011: 36).

Ebenso kann es sich mit Emotionen verhalten. Auch sie können auf eine strukturell gleiche Weise symbolisch ausgelagert werden. Jacques Lacan liest die Aufgabe des Chores in der griechischen Tragödie folgendermaßen:

„Was ist das, der Chor? Man wird Ihnen sagen – Das sind Sie. Oder auch – Das sind nicht Sie. Das ist nicht die Frage. Es geht um Mittel, und zwar um Mittel der Rührung. Ich möchte sagen – Der Chor, das sind die Leute, die Rührung empfinden. Sehen Sie also lieber zweimal hin, bevor Sie sagen, daß es Ihre Rührungen sind, die im Spiel sind bei dieser Reinigung. [...] Wenn Sie abends im Theater sind, denken Sie an Ihre kleinen Geschäfte, an den Füller, den Sie während des Tags verloren haben, an den Scheck, den Sie am nächsten Tag unterschreiben müssen – geben wir Ihnen also nicht zuviel Kredit. Die Last Ihrer Emotionen wird in einer gesunden Disposition der Szene übernommen. Der Chor übernimmt sie. Der emotionale Kommentar wird für Sie erledigt.“ (Lacan 1995: 303 zitiert nach Žižek 2011: 35)

Wie im Beispiel des *Electric Monk* mag auch diese Interpretation zuerst etwas paradox oder eigensinnig erscheinen: Der Chor soll nicht (nur) die für griechische Tragödien obligatorische Katharsis unterstützen, sondern eben diese für oder anstelle des Publikums fühlen und empfinden. Es ist, als ob der Chor „etwas

von uns nimmt und anstelle von uns unsere innersten und spontansten Gefühle und Haltungen erleben könnte, inklusive Weinen und Lachen“ (Žižek 2011: 35). Betrachtet man die Katharsis und allgemeiner die Emotionen, die das Schauspiel samt Chor hervorrufen soll, als eine Art symbolische Pflicht, als ein von außen an das Individuum herangetragenenes Kulturgebot, dann offenbart sich eine identische Struktur der Externalisierung zur objektiven bzw. symbolischen Anforderungserfüllung. Denn auch wenn die Zuschauer_innen mit alltäglichen Sorgen beladen in eine Vorstellung kommen und nicht imstande sind, sich auf das Drama einzulassen, Furcht, Mitleid und Erleichterung zu empfinden, wird für das Publikum durch den Chor gefühlt, mitgelitten und -gefebert (vgl. Žižek 1991: 49f.).

Hier machen wir einen Sprung von den Tragödien des antiken Griechenlands zu den Fernsehsendungen der Gegenwart, denn „es gilt [...] den Eindruck zu vermeiden, dass diese Entäußerung, diese Übertragung intimster Gefühle auf andere nur ein Charakteristikum sogenannter primitiver Entwicklungsstufen ist“ (ebd.: 50). Das Phänomen des Dosengelächters (*canned laughter*), wie es im deutschsprachigen Raum hauptsächlich aus US-amerikanischen Sitcoms von *King of Queens* über *Friends* und *Two and a Half Men* bis hin zu *The Big Bang Theory* bekannt ist, erfüllt die Aufgabe des Chores in unserer Moderne. Das hier bereits in die Tonspur integrierte Lachen bei Witzen,

Onelinern oder komischen Situationen animiert das Publikum gewöhnlich nicht zum Mitlachen (Wann hat man das letzte Mal beim alleinigen Sehen einer Sitcom wirklich laut gelacht?). Man kann den Individuen durchaus zutrauen, dass sie sehr wohl wissen, wann sie etwas unterhaltsam finden und wann sie lachen wollen (oder sollen). Der bisherigen theoretischen Interpretation folgend erfüllt das Dosengelächter die „Lachpflicht“ für das Publikum – der Fernseher lacht für die Zuschauer, an ihrer Stelle (vgl. ebd.: 50f.). „Selbst wenn ich nicht lache und, müde nach einem harten Arbeitstag, nur auf den Bildschirm starre, fühle ich mich trotzdem nach der Show befreit, als ob die Tonspur das Lachen für mich erledigt hätte.“ (Ebd. 2011: 36) Zur Verdeutlichung dieses seltsamen Vorgangs: Die, wenn man so sagen möchte, symbolische Pflicht des Sehens einer Sitcom definiert sich darin, dass an den richtigen Stellen gelacht werden soll. Es besteht selbstverständlich kein objektiver Zwang zum Lachen, aber er besteht im symbolischen Raum. Derselbe Zwang, wie wenn jemand in geselliger Runde einen Witz erzählt. Eben dieser wird durch die Lachspur erfüllt. Das Dosengelächter erfüllt die abstrakt symbolische Pflicht zu lachen und ermöglicht dem Individuum die Externalisierung seiner Emotionen

und in einem gewissen Sinne eine (emotionale) Aufwandsersparnis. Der essenzielle Punkt liegt darin, dass es im symbolischen Raum keinen Unterschied macht, ob das Publikum oder die Tonspur lacht. Wichtig ist nur, dass gelacht wird. Ob die Emotionen echt bzw. genuin sind oder nicht, spielt hierbei eine untergeordnete Rolle, wie noch aufgezeigt werden soll.

Externalisierung im Ritual und was von Klägerinnen zu lernen ist

„Es besteht selbstverständlich kein objektiver Zwang zum Lachen, aber er besteht im symbolischen Raum.“

Bevor wir uns der Thematik nun verstärkt soziologisch nähern, eine kurze Rekapitulation:

Emotionen inklusive deren für andere erkennbare Bezeugungen sind immer soziokulturell geprägt und kontextsensitiv. Das Zeigen von (als angemessen empfundenen) Emotionen spielt eine wichtige Rolle in der alltäglichen Interaktion mit anderen bzw. im sozialen Raum allgemein. Manche Situationen erfordern das für andere erkennbare Zeigen von Gefühlen (als Teil einer sozialen Handlungskette, wie etwa einem Gespräch). Diese kulturelle und soziale Pflicht agiert in der Regel auf einer rein symbolischen Ebene. Dadurch spielt es eine untergeordnete bis gar keine Rolle, ob die geforderte Gefühlsbezeugung vom Individuum selbst erfüllt wird oder von anderen. Wichtig ist dabei nur, dass die

„Der essenzielle Punkt liegt darin, dass es im symbolischen Raum keinen Unterschied macht, ob das Publikum oder die Tonspur lacht.“

symbolische Bringschuld erbracht wird, damit die soziale Interaktionskette aufrechterhalten wird und es zu keinen (für das Individuum unangenehmen) Anomalien in derselbigen kommt.

Beerdigungen als ein stark strukturiertes und traditionsbeladenes Ritual bieten sich unter diesen Gesichtspunkten für eine genauere Betrachtung an. Sämtliche Zeremonien und Ritualhandlungen wie Krönungen, Verleihungen aller Art etc. agieren beinahe ausschließlich auf einer symbolischen Ebene. Eine Beerdigung hat den realen Zweck, den Leichnam eines verstorbenen Menschen zu begraben, symbolisch erfüllt es allerdings im Ritual weitaus bedeutendere Aufgaben als die einfache Entsorgung der sterblichen Überreste. Im Ritus der Beerdigung erfährt das verstorbene Individuum neben dem biologischen seinen zweiten Tod, den symbolischen. In den Dramen *Antigone* und *Hamlet* spielt der nicht erfüllte symbolische Tod jeweils eine tragende Rolle in Form eines unmöglichen bzw. eines problematischen Begräbnisses: Bei *Antigone* wird verboten, Polyneikes' Überreste würdig beizusetzen und bei *Hamlet* handelt es sich um eine unbeglichene Rechnung, die jeweils das Ruhen der Verstorbenen verhindert. „Die Wiederkehr der Toten ist Zeichen einer Stö-

rung im symbolischen Ritus, im Prozess der Symbolisierung; die Toten kehren wieder als Eintreiber einer nicht abgegoltenen symbolischen Schuld.“ (ebd.: 105) In der Realität kehren die Toten selbstverständlich nicht zurück. Was allerdings nur den Eindruck verstärkt, dass der Beerdigungsritus für die noch Lebenden abgehalten wird, um sich in einem symbolischen Akt von den Toten zu verabschieden und diesen Abschied als endgültig im symbolischen Raum zu fixieren. Sogenannte Klageweiber fanden sich in vielen antiken bis altertümlichen Kulturen als fester Bestandteil eines angemessenen Begräbnisses wieder. Heutzutage wird diese Tradition nur mehr vereinzelt in manchen Regionen der Welt (zum Beispiel in Montenegro oder Taiwan) gepflegt. Sie übernahmen bzw. übernehmen die Pflicht des zelebrierten Klagens und Trauerns der Angehörigen über den Verlust bei einem Beerdigungsritual:

„Klage in der Bedeutung von Totenklage ist der alte, mancherorts noch bestehende Name der bei den alten Völkern allgemein verbreiteten Totenklagen, eigentlich Wehgeschrei über den Toten, dann Wehklage mit wohlgesetzter Rede und gewissen Gebärden, wozu die Verwandten helfen mussten. Als Attribute solcher Totenklage erscheint oft sich

und Schlagen der Brust, auch Abreißen der Kleider. Später pflegte man diesen lästigen zeremoniellen Vorgang bestellen und bezahlten Klageweibern zu überlassen.“ (Götzing 1885: 500)

Gebetsmühlen beten für uns, der Chor empfindet für uns, die Lachspur lacht für uns und die Klageweiber trauern für uns. „Sie führen das

Schauspiel des Trauerns für die Verwandten des Verstorbenen auf, die dann ihre Zeit profitableren Unternehmungen widmen können, wie z.B. dem Aufteilen

des Erbes.“ (Žižek 2011: 36) Die Erfüllung des vom Ritual auferlegten soziokulturellen Gebots des Trauerns bei Beerdigungen im symbolischen Raum wird an sie ausgelagert und gilt oder scheint somit als erfüllt, vielleicht ohne tatsächlich, außerhalb des symbolischen Raumes, erfüllt worden zu sein. Denn besonders im Ritual kommt es nur auf Anwesenheit und nicht auf Bewusstsein, nur auf Erscheinung und nicht auf Selbsterfahrung an. Paradoxerweise handelt es sich hier um Trauer, vielleicht ohne real Trauernde. Denn Darstellungen sind nicht notwendigerweise unmittelbarer Ausdruck eines inneren Zustands mit Mitteln der Gestik, Mimik, Sprache, Kleidung usw. an der Oberfläche des Körpers (vgl. dazu auch Plessner 1982 und Strauss 1974).

Eine weitere mögliche Interpretation

wäre, dass es sich beim Schauspiel der Trauerweiber, ihrer für alle sichtbaren Trauerarbeit, neben einer etwaigen emotionalen Aufwandsersparnis für die real Trauernden ebenfalls um eine Erleichterung zur realen Trauer für diese handelt. Und zwar so, dass die nach außen gezeigte exzessive Trauer und womöglich sogar

„Gebetsmühlen beten für uns, der Chor empfindet für uns, die Lachspur lacht für uns und Klageweiber trauern für uns.“

Verzweiflung den soziokulturellen Druck der Darstellung von den Hinterbliebenen nimmt und ihnen somit erst ein reales, persönliches Trauern im Ritual

ermöglicht. Wir wissen um den Kraftaufwand gewisser Darstellungen im sozialen Raum spätestens seit Sartre (1952: 108), der schreibt: „Der aufmerksame Schüler, der aufmerksam sein will, den Blick an den Lehrer geheftet, die Ohren weit aufgetan, erschöpft sich damit, den Aufmerksamen zu spielen, derart, dass er schließlich gar nichts mehr hört.“ In diesem Zusammenhang könnte man diese Einsicht folgendermaßen umformulieren: Gerade weil die Betroffenen reale Trauer und tatsächlichen Verlust empfinden, können sie die Kraft nicht aufbringen, diese nach außen zu tragen und erkennbar zur Schau zu stellen (vgl. dazu auch Goffman 2011: 32ff.).

So strukturiert sich das Phänomen der Klageweiber zur realen bzw. wahren Trauer, wie zum Beispiel Staatsbesuche

derart, dass er schließlich gar nichts mehr hört.“ In diesem Zusammenhang könnte man diese Einsicht folgendermaßen umformulieren: Gerade weil die Betroffenen reale Trauer und tatsächlichen Verlust empfinden, können sie die Kraft nicht aufbringen, diese nach außen zu tragen und erkennbar zur Schau zu stellen (vgl. dazu auch Goffman 2011: 32ff.).

So strukturiert sich das Phänomen der Klageweiber zur realen bzw. wahren Trauer, wie zum Beispiel Staatsbesuche und Gipfeltreffen zur real gemachten Politik. Persönliche Emotionen werden im Privaten (vor oder nach dem Ritual) gezeigt und ausgelebt, das Schauspiel der Klageweiber ist ein entkoppelter, rein symbolischer Akt. Die wahre Politik wird hinter verschlossenen Türen (vor oder nach dem Ritual) vollzogen und nicht bei Staatsbesuchen oder anderen repräsentativen Anlässen. Das möglicherweise auftauchende Urteil, dass es dann in letzter Konsequenz Gebetsmühlen, Klageweiber und dergleichen nicht bedürfe, dass symbolische Akte und Schauspiele unnötig seien, erweist sich bei weiterer Überlegung als falsch. Lehnt man diese geteilten Fiktionen ab, schlüpft man unweigerlich in die Rolle des Kindes aus dem Märchen *Des Kaisers neue Kleider*, das laut feststellt, dass der Kaiser doch nackt sei. „Wir müssen bereit sein zu sehen, dass der Eindruck von Realität, den eine Darstellung erweckt, ein zartes, zerbrechliches Ding ist, das durch die das kleinste Missgeschick zerstört werden

kann.“ (ebd.: 52)

Das, was wir als soziale Realität wahrnehmen, braucht eben gerade diese äußeren symbolischen Gesten und Akte, um sich zu konstruieren und zu funktionieren. „Man sollte niemals die Macht des äußeren Scheins unterschätzen. Wenn wir manchmal versehentlich den äußeren Schein zerstören, dann fällt das Ding hinter der Erscheinung selbst ebenfalls auseinander.“ (Žižek 2011: 39)

Diese Akte sind notwendig, um das Spiel, die Rolle, Fassade oder Illusion aufrecht zu erhalten, die den symbolischen Raum und so in Konsequenz auch den sozialen Rahmen bilden. Solche Gesten, auch oder besonders, wenn es sich um tatsächlich leere Gesten handelt, sind allgegenwärtige Bestandteile sozialen Handelns, die sich in allen Gesellschaften zu allen Zeiten finden.

Es erscheint hier sehr wichtig, die Tatsache hervorzuheben, dass die Absicht bei all den genannten Beispielen auf keinen Fall ein, wenn man so sagen möchte, Versuch ist, andere hinter Licht zu führen oder zu täuschen. Es handelt sich immer um ein kollektives Schauspiel, in das alle Beteiligten (wenn auch unbewusst und unhinterfragt) involviert sind. „Am entscheidendsten aber ist, dass die Definition einer Situation, wenn sie auch von einem Einzelnen entworfen wird, integraler Bestandteil einer Darstellung ist, die durch die Zusammenarbeit mehrerer Teilnehmer geschaffen und gestützt wird.“ (Goffman 2011: 73) Man sollte

„Die Rolle der tatsächlichen Authentizität bzw. die Korrespondenz zwischen innen und außen im sozialen Kontext bedarf in diesem Zusammenhang ebenfalls noch genauerer Überlegung.“

auch nicht das solidarisierende Potenzial solcher geteilten Riten als gemeinsames (Schau-)Spiel unterschätzen. Eine allgemeinere Beschreibung des Zusammenhangs zwischen der Synchronisierung bzw. Teilung individueller Emotionsäußerung und kollektiver Solidaritätsstiftung wurde von Randall Collins (2004) in seinem Konzept der *Interaction Ritual Chains* ausgearbeitet.

Die Solidarität, die bei Emotionen unter die Fähigkeit zur Empathie fällt, „ergibt sich aus dem geteilten Respekt für diese Fiktion – im respektvollen Bewusstsein, dass auch die anderen, die mitspielen, keine Idioten sind. Vielmehr sind sie ja hilfreiche Ungetäuschte, die dazu beitragen, jene Verhältnisse herzustellen“ (Pfaller 2012: 243). Die Akteure fügen sich der sozialen und kulturellen Anforderungsdimension dieser Externalisierung von Emotionen instinktiv und legitimieren diese: „Denn gerade bei jenen Fiktionen, von denen niemand getäuscht wird, [...] ist es entscheidend, Spielgefährten zu haben, die mithelfen, die Fiktion aufrechtzuerhalten.“ (ebd.)

Abschließende Überlegungen

Es wurde versucht, das Phänomen der Externalisierung bzw. Auslagerung von Gefühlen von seinen theoretischen Wur-

zeln bis zu seiner soziologischen Wertbarkeit zu konzeptionieren. Da es sich in diesem Artikel allerdings nur um eine Einführung und Vorstellung des Konzepts zur Nutzbarmachung für weiterführende soziologische Überlegungen handelt, bleiben viele der damit einhergehenden Fragen vorerst noch unbeantwortet.

So bleibt zum Beispiel ungeklärt, in welchem Ausmaß historische Dimension und die Differenz zwischen Öffentlichkeit und Privatheit (zur Distinktion zwischen *public man* und *private person* siehe auch Sennett 1983: 102f.) eine Rolle bei einer Externalisierung bzw. der Möglichkeit dazu spielen können. Beide Bereiche (öffentlich und privat) bedienen sich unterschiedlicher Handlungsnormen und sind räumlich voneinander abgegrenzt (vgl. Reichertz 2001: 18). Die Rolle der tatsächlichen Authentizität bzw. die Korrespondenz zwischen innen und außen im sozialen Kontext bedarf in diesem Zusammenhang ebenfalls noch genauerer Überlegung. Besonders interessant erscheint dies anhand einiger der genannten Beispiele, da allgemein davon ausgegangen wird, dass gerade die emotionalen Ausdrucksformen des Lachens und Weinens dem Individuum nicht frei zur Verfügung stehen (vgl. dazu Plessner

1961) Außerdem scheint eine klare Abgrenzung zwischen einer tatsächlichen emotionalen Auslagerung und Externalisierung (die die Individuen von einer soziokulturellen Pflicht befreit) und einem reinen Zurschaustellen von falschen Emotionen zwingend notwendig – etwa, wenn man einen Bekannten oder eine Bekannte trifft und aus reiner Höflichkeit lächelnd fragt, wie es ihm bzw. ihr geht und was er bzw. sie so macht. Exemplarisch enden dann solche kurzen Treffen mit Phrasen wie: „Wir müssen unbedingt in Kontakt bleiben.“ oder „Wir müssen unbedingt mal etwas zusammen unternehmen.“ Auch wenn sich im Idealfall beide Interaktionsteilnehmer_innen über die tatsächliche Absichtsleere solcher Floskeln bewusst sind und ein gemeinsames Schauspiel aufführen, handelt es sich hierbei nicht um die Externalisierung von Gefühlen (vgl. dazu Hochschild 2006: 53ff.).

Zu guter Letzt erscheint es interessant, nach emotionaler Externalisierung (als soziokulturelle Pflicht- bzw. Anforderungserfüllung) in bestimmten (Lifestyle-)Produkten zu suchen, die durch Werbung bzw. erzeugtes Image symbolisch aufgeladen sind. Wer in der Stadt lebt und einen Landrover (oder ein anderes Geländefahrzeug) fährt, verbindet damit spezifische, durch Werbung und Marketing evozierte Gefühle: das Gefühl von Freiheit, Unabhängigkeit und vielleicht Spontaneität. Denn ein Landrover würde theoretisch die Möglichkeit bie-

ten, ziellos und spontan durch die grüne Landschaft zu fahren und könnte somit den soziokulturellen Druck vom Fahrer bzw. der Fahrerin nehmen, tatsächlich spontan und abenteuerlustig zu agieren. Das Fahrzeug erfüllt diese Aufgabe bzw. Pflicht, indem es Möglichkeiten eröffnet und Emotionen symbolisiert und signalisiert – auch wenn die durch das Produkt gegebenen Möglichkeiten und transportierten Emotionen vom jeweiligen Individuum nicht wahrgenommen werden.

ZUM AUTOR

Harald Lehner, 30, studiert Soziologie (Master) an der Johannes-Kepler-Universität Linz. Zu seinen wissenschaftlichen Interessensgebieten zählen: Emotionssoziologie, kritische Theorie und Poststrukturalismus.

LITERATUR

Shiller, Robert J. (1981): Do Stock Prices Move Too Much to be Justified by Subsequent Changes in Dividends? In: *The American Economic Review*, Jg. 71/3, S. 421–436.

Thaler, Richard/Sunstein, Cass (2009): *Nudge: Improving Decisions About Health, Wealth, and Happiness*. London: Penguin.

Adams, Douglas (1991): *Dirk Gently's Holistic Detective Agency*. New York: Simon & Schuster.

Allemann-Tschopp, Annemarie (1979): *Geschlechtsrollen. Versuch einer interdisziplinären Synthese*. Bern: Huber.

Collins, Randall (2004): *Interaction Ritual Chains* (Princeton Studies in Cultural Sociology). New Edition. Princeton: Princeton University Press.

Damasio, Antonio (1999): *The Feeling of what Happens: Body and Emotion in the Making of Consciousness*. New York: Harcourt Brace.

Feustel, Robert/Koppo, Nico/Schölzel, Hagen (2011): *Wir sind nie aktiv gewesen: Interpassivität zwischen Kunst- und Gesellschaftskritik*. Berlin: Kulturverlag Kadmos.

Gerhards, Jürgen (1989): Kulturelle Kodierung von Emotionen in der Postmoderne. In: Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (Hrsg.): *Kultur und Gesellschaft: gemeinsamer Kongress der Deutschen, der Österreicherischen und der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie. Beiträge der Forschungskomitees, Sektionen und Ad-hoc-Gruppen*. Zürich: Seismo, S. 179–181.

Goffman, Erving (2011) [1983]: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper.

Göttinger, Ernst (1885): *Reallexicon der Deutschen Altertümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch der Kulturgeschichte des deutschen Volkes* bearbeitet von Dr. E. Göttinger. Leipzig: Woldemar Urban.

Greenglass, Esther R. (1986): Geschlechterrolle als Schicksal. Soziale und psychologische Aspekte weiblichen und männlichen Rollenverhaltens. Deutsche Erstausgabe. Stuttgart: Klett-Cotta.

Hochschild, Arlie Russel (2006): *Das gekaufte Herz. Die Kommerzialisierung der Gefühle*. Frankfurt am Main: Campus.
Jackson, Stevi (1993): *Even Sociologists Fall in Love: An Exploration in the Sociology of Emotions*. In: *Sociology*, Jg. 27/2, S. 201–220.

Lacan, Jacques (1995): *Das Seminar Buch VII. Die Ethik der Psychoanalyse*. Berlin: Quadriga.

Marx, Karl (1969): *Marx-Engels Werke. Band 3*. Berlin: Dietz.

Pfaller, Robert (2000): *Interpassivität. Studien über delegiertes Genießen*. Berlin: Springer.

Pfaller, Robert (2002): *Die Illusionen der anderen: Über das Lustprinzip in der Kultur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Pfaller, Robert (2008): *Ästhetik der Interpassivität*. Hamburg: Philo Fine Arts.

Pfaller, Robert (2012): *Wofür es sich zu leben lohnt*. Frankfurt am Main: Fischer.

Plessner, Helmuth (1982): *Ausdruck und menschliche Natur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Plessner, Helmuth (1961): *Lachen und Weinen. Eine*

Untersuchung nach den Grenzen menschlichen Verhaltens. Bern: Francke.

Precht, Richard David (2010): *Liebe. Ein unordentliches Gefühl*. München: Goldmann.

Reichert, Jo (2001): *Masken des Authentischen oder: Die Rückkehr des öffentlichen Menschen?* In: *Medien praktisch: medienpädagogische Zeitschrift für die Praxis*, Jg. 25/4, S. 16–25.

Sartre, Jean-Paul (1952): *Das Sein und das Nichts*. Hamburg: Rowohlt.

Sartre, Jean-Paul (1997): *Die Transzendenz des Ego. Philosophische Essays 1931-1939*. Hamburg: rororo.

Schäfers, Bernhard (2010): *Soziales Handeln und seine Grundlagen: Normen, Werte, Sinn*. In: Korte, Hermann/Schäfers, Bernhard (Hrsg.): *Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie*. 8. durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS, S. 23–45.

Senge, Konstanze (2012): *Die Wiederentdeckung der Gefühle*. In: Senge, Konstanze/Rainer, Schützeichel (Hrsg.): *Hauptwerke der Emotionssoziologie*. Wiesbaden: Springer VS, S. 11–33.

Sennett, Richard (1983): *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*. Frankfurt am Main: Fischer

Strauss, Anselm L. (1974): *Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Tenbruck, Friedrich H. (1986): *Geschichte und Gesellschaft*. Berlin: Duncker und Humblot.

Vester, Heinz-Gunter (1991): *Emotion, Gesellschaft und Kultur. Grundzüge einer soziologischen Theorie der Emotionen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Wahl, Klaus (2006): *Affektuell-emotionale Grundlagen des Sozialverhaltens*. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hrsg.): *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilband 1 und 2*. Frankfurt am Main: Campus, S. 4525–4533.

Wahl, Klaus (2006): *Affektuell-emotionale Grundlagen des Sozialverhaltens*. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hrsg.): *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilband 1 und 2*. Frankfurt am Main: Campus, S. 4525–4533.

Wilde, Oscar (2007): *The Collected Works of Oscar Wilde*. Hertfordshire: Wordsworth Library Collection.

Žižek, Slavoj (1991): *Liebe Dein Symptom wie Dich selbst! Jacques Lacans Psychoanalyse und die Medien*. Berlin: Merve.

Aus der Redaktion

Emotionen – wie sozial sind unsere Gefühle?

Fachliteratur zum Thema

Buchempfehlungen der Redaktion

von Anja Liebig



Emotionen, Sozialstruktur und Moderne

von Annette Schnabel und Rainer Schützeichel (Hrsg.)

VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien, Wiesbaden 2012

ISBN: 978-3-531-17411-2

62,99€

98 In welchem Verhältnis Emotionen zur Sozialstruktur und zur Moderne stehen und wie durch sie soziale Ordnung hergestellt werden kann, wird in dem Sammelwerk *Emotionen, Sozialstruktur und Moderne* aus unterschiedlichen Blickwinkeln analysiert. Die verschiedenen sozialwissenschaftlichen Aufsätze beschäftigen sich einerseits mit der Beschreibung und Bedeutung von Emotionen aus mikro-, meso- und makrosoziologischer Sicht. Andererseits werden auch empirische Ergebnisse zur Emotionssoziologie vor und zur Diskussion gestellt.



Emotionen als Forschungsgegenstand der deutschsprachigen Soziologie

von Katharina Scherke

VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2009

ISBN 978-3-531-15616-3

77,99€

Bereits die soziologischen Klassiker wie Max Weber, Émile Durkheim und Georg Simmel beschäftigten sich mit Emotionen als Analysegegenstand und betonten dessen enge Verbindung zum sozialen Handeln. Obwohl mit diesen Erkenntnissen ein Perspektivwechsel und erste Überlegungen zur Emotionssoziologie eingeleitet wurden, finden sich bis zu den 1970er Jahren keine sozialwissenschaftlichen Abhandlungen, die den Emotionsbegriff aufgreifen. Katharina Scherke versucht in ihrem Werk *Emotionen als Forschungsgegenstand der deutschsprachigen Soziologie* einen geschichtlichen Abriss und mögliche Erklärungen über diese Entwicklungen zu geben.



Emotionen in Geschlechterverhältnissen

Affektregulierung und Gefühlsinszenierung im historischen Wandel

von Sabine Flick und Annabelle Hornung (Hrsg.) | transcript Verlag, Bielefeld 2009

ISBN 978-3-8376-1210-3

20,80€

Der Sammelband *Emotionen in Geschlechterverhältnissen* entstand im Zuge des interdisziplinären Workshops *Affektregulierung – Gefühlsinszenierung – Intimität. Emotionen und Geschlecht vom Mittelalter bis zur Gegenwart* an der Universität Kassel. Die Diskussionsbeider

träge der Referentinnen nähern sich der Thematik Thematik auf unterschiedliche Weise. Dabei werden die Entwicklung von Emotionen als Forschungsgegenstand und die Bedeutung von Emotionen in Interaktionen sowohl auf sprachlicher als auch auf akteursbezogener Ebene thematisiert.



Hauptwerke der Emotionssoziologie

von Konstanze Senge und Rainer Schützeichel (Hrsg.)

Springer Fachmedien, Wiesbaden 2013

ISBN 978-3-531-17237-8
49,95€

Ausgewählte Werke, die in den letzten Jahrzehnten einen bedeutenden Beitrag zur Emotionssoziologie geleistet haben, finden ihren Platz in dem Sammelwerk *Hauptwerke der Emotionssoziologie* von Konstanze Senge und Rainer Schützeichel. Damit werden neben einem umfangreichen Überblick über emotionssoziologische Theorien auch deren Entwicklungen aus historischer Perspektive nachgezeichnet. Zudem wird das gegenwärtige Verständnis der Emotionssoziologie dargelegt.



Emotion, Kommunikation, Konflikt

Eine historiographische, grundlagentheoretische und kulturvergleichende Untersuchung. Band 1 und 2

von Robin Kurilla
Springer Fachmedien,
Wiesbaden 2013

Band 1: ISBN 978-3-658-01933-4 39,99€

Band 2: ISBN 978-3-658-01929-7 39,99€

In dem zweiteiligen Werk *Emotion, Kommunikation, Konflikt* von Robin Kurilla werden Emotionstheorien im Zusammenhang mit den Begriffen Kommunikation und Konflikt nicht nur aus soziologischer Perspektive vorgestellt. Auch weitere Disziplinen, zum Beispiel aus der Philosophie, werden in den Abhandlungen berücksichtigt. Der empirische Vergleich dreier verschiedener Kulturen bringt dabei die Termini *Emotion, Kommunikation und Konflikt* in einen analytischen Zusammenhang, wodurch die interaktiven Konstruktionsprozesse von Emotionen und Konflikt verdeutlicht werden können.

99



Gefühle in Zeiten des Kapitalismus

Frankfurter Adorno Vorlesungen 2004

von Eva Illouz
Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2007
ISBN 978-3-518-29457-4
12,00€

Die im Jahre 2004 gehaltenen Adorno-Vorlesungen an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main von Eva Illouz wurden in dem Buch *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus* festgehalten. Im Zentrum ihrer Vorlesungen steht die These einer Emotionalisierung der Ökonomie und der Etablierung eines Gefühlskapitalismus, der sich über weite Bereiche des sozialen Miteinanders erstreckt. Neben dem geschichtlichen Abriss wird vor allem die emotionale Selbstinszenierung der Individuen theoretisch und empirisch dargelegt.

FACHTAGUNGEN UND TERMINE

27. NOVEMBER 2014

1 „Soziologie und Polizei – Sozialwissenschaftler berichten von ihren Erfahrungen bei der Polizei“

5. Tagung der Fachgruppe „Verwaltung“ des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen e.V. an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hof :

http://www.sociologie.de/uploads/tx_cal/media/14-11_CFP_Polizei.pdf

28. BIS 29. NOVEMBER 2014

2 „Politisches Handeln in digitalen Öffentlichkeiten“

Tagung von Jana Ballenthin et al. an der Georg-August-Universität Göttingen (Historische Sternwarte):

<http://digitale-oeffentlichkeiten.de>

3. BIS 5. DEZEMBER 2014

3 „Medialisierung sozialer Konflikte“

Graduiertenkonferenz des Gießener Graduiertenzentrums Sozial-, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften (GGS) an der Justus-Liebig-Universität Gießen:

http://www.uni-giessen.de/cms/fbz/zentren/ggs/forschung/sektionen/medialisierung/ggs-graduiertenkonferenz/index_html

23. BIS 25. JANUAR 2015

4 „Therapiekultur“

Tagung der Sektion für Professionssoziologie an der Universität Bielefeld:

http://www.sociologie.de/uploads/media/15-01_CFP_Professionssoziologie_Therapiekulturen.pdf

OKTOBER	NOVEMBER	DEZEMBER	JANUAR	FEBRUAR	MÄRZ	APRIL
	1 2	3	4	5	6	7

2014/2015

9. BIS 10. FEBRUAR 2015

6 „Erste nationale Fachtagung Kindheits- und Familienwissenschaften“

Tagung an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg:
<http://familienfachtagung.wordpress.com>

13. BIS 12. MÄRZ 2015

7 „Die DDR im sozialen Gedächtnis – theoretische und empirische Zugänge“

Tagung des Arbeitskreises „Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen“ in der Sektion Wissenssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) am Wissenschaftszentrum Berlin (WZB):

http://www.soziologie.de/uploads/tx_cal/media/15-03_CFP_AK_Soziales_Gedaechtnis.pdf

8. BIS 10. APRIL 2015

8 „Herrschaft und Widerstand-Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf umkämpfte Verhältnisse“

4. Fachtagung der DNGPS an der Universität Kassel:

<http://www.dngps.de/wordpress/call-for-papers-herrschaft-und-widerstand-dngps-fachtagung/#more-562>

Wissenschaftliches Publizieren: Peer Review

von Anett Ring und Maik Krüger

Es gibt eine Reihe von Möglichkeiten, die eigenen wissenschaftlichen Arbeiten einem breiten Publikum zur Diskussion und die Ergebnisse zur Verfügung zu stellen – und so nicht zuletzt Anerkennung in der Wissenschaftsgemeinde zu erlangen. Neben den herkömmlichen wissenschaftlichen Publikationsformen in Print-Journals, Sammelbänden und Monografien werden Texte in Zeiten des Internets zunehmend auch online veröffentlicht. Doch wie werden wissenschaftliche Genauigkeit und Qualität sichergestellt? Welche Kriterien müssen für das Publizieren eigener Gedanken und Ergebnisse erfüllt sein? Und welche Möglichkeiten der Veröffentlichung von wissenschaftlichen Beiträgen bietet das Soziologiemagazin an?

In diesem und in einer Reihe folgender Beiträge möchten wir einen Einblick in wissenschaftliches Publizieren und insbesondere in unsere Arbeit geben.

Wissenschaftliche Beiträge, die zum Schwerpunktthema unseres Magazins und E-Journals eingereicht werden, durchlaufen eine anonyme Qualitätskontrolle: den Peer Review.

Bei diesem Verfahren prüfen unabhängige Expertinnen und Experten (*Peers*) die eingesendeten Manuskripte in Hinblick auf unterschiedliche Kriterien.

Beim Soziologiemagazin hat sich eine zweistufige Textprüfung bewährt: Im ersten Schritt, dem internen Review, werden die Texte von der gesamten Redaktion gelesen und beurteilt. Die zweite Begutachtung führt unser wissenschaftlicher

Beirat durch, welcher sich aus Professor_innen mit unterschiedlichen wissenschaftlichen Schwerpunkten zusammensetzt. Dieser aufwändige Prozess findet zwei Mal im Jahr, jeweils nach dem Ein-schluss unseres Call4Papers, statt.

Stufe 1: Internes Review

Alle Beiträge, die uns per E-Mail über einsendungen@soziologiemagazin.de erreichen, werden zunächst durch die Heft- und Redaktionskoordination anonymisiert. Diese Redakteur_innen nehmen nicht an der anschließenden Textbewertung teil, um die Anonymität und

die damit verbundene **unabhängige Beurteilung** der eingereichten Manuskripte zu gewährleisten.

Im Anschluss daran wird jeder Textbeitrag einer kleinen Gruppe von mindestens drei Redakteur_innen zugeordnet: Hier wird der Artikel zunächst separat bewertet und anschließend gemeinsam diskutiert. Orientierung bietet ein **Bewertungsleitfaden**, der die inhaltliche und formale Evaluation der Einsendungen vorsieht.

Inhaltliche Bewertungskriterien:

Das Manuskript sollte unter anderem einen soziologischen/sozialwissenschaftlichen Charakter und deutlichen Bezug zum Call4Papers haben, zum aktuellen wissenschaftlichen Diskurs beitragen und durch eigene, neuartige Elemente die bisherige Forschung bereichern (Originalität). Die Fragestellung des Beitrags sollte deutlich erkennbar sein und sich präzise von alternativen Zugängen abgrenzen.

Ein abschließendes Resümee hilft beim redaktionsinternen Austausch über die Einsendung und wird später als Feedback an den/die Autor_in weitergeleitet.

Die Empfehlungen der jeweiligen Gruppen nutzen wir im folgenden Schritt für eine **Textvorauswahl**: Bei einem Redakti-

Formale Bewertungskriterien:

Formal sind eine sinnvolle Gliederung sowie die Einhaltung der gebräuchlichen Regeln von Rechtschreibung und Grammatik wichtig. Eine ansprechende sprachliche Ausgestaltung und verständliche Ausdrucksformen, aber auch passende grafische Darstellungsmittel (Tabellen, Grafiken, usw.) runden einen gelungenen Text ab.

onstreifen bespricht die gesamte Redaktion die einzelnen Einsendungen und entscheidet, ob diese in den Schwerpunkt, in die Rubrik *Perspektiven* unseres Print- und E-Journals oder auf unseren Blog passen. Leider müssen wir uns vereinzelt auch gegen die weitere Verwendung von Manuskripten entscheiden. Gründe hierfür können der zu hohe Überarbeitungsbedarf und/oder die fehlende Bezugnahme zum Call-Thema sein.

Nachdem eine Vorauswahl getroffen wurde, erhalten die Autor_innen **Feedback** zu ihren Einsendungen und die Möglichkeit, sie durch **Überarbeitung** innerhalb einer einheitlichen Frist weiter zu verbessern.

Anschließend werden die Texte durch uns nochmals auf ihre Qualität hin überprüft. Einsendungen, die für die *Perspektiven* oder den Blog in Betracht gezogen wurden und sich nach der Überarbeitung

die sich verbessert haben, werden nun von unserem **Lektorat** betreut. All jene Manuskripte, die für den Schwerpunktteil des Magazins infrage kommen, werden an unseren wissenschaftlichen Beirat weitergeleitet.

Stufe 2: Externer Review

Die Bewertung der Manuskripte durch unseren **wissenschaftlichen Beirat** stellt unsere zweite Stufe zur Sicherung der wissenschaftlichen Qualität dar.

Der ebenso wie die Redaktion ehrenamtlich arbeitende Beirat des Soziologiemagazins besteht aus Soziolog_innen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz und verändert sich von Zeit zu Zeit in seiner Zusammensetzung. Die aktuellen Beiratsmitglieder können im Impressum einer jeden Ausgabe sowie auf unserem Blog und bei www.budrich-journals.de nachgelesen werden.

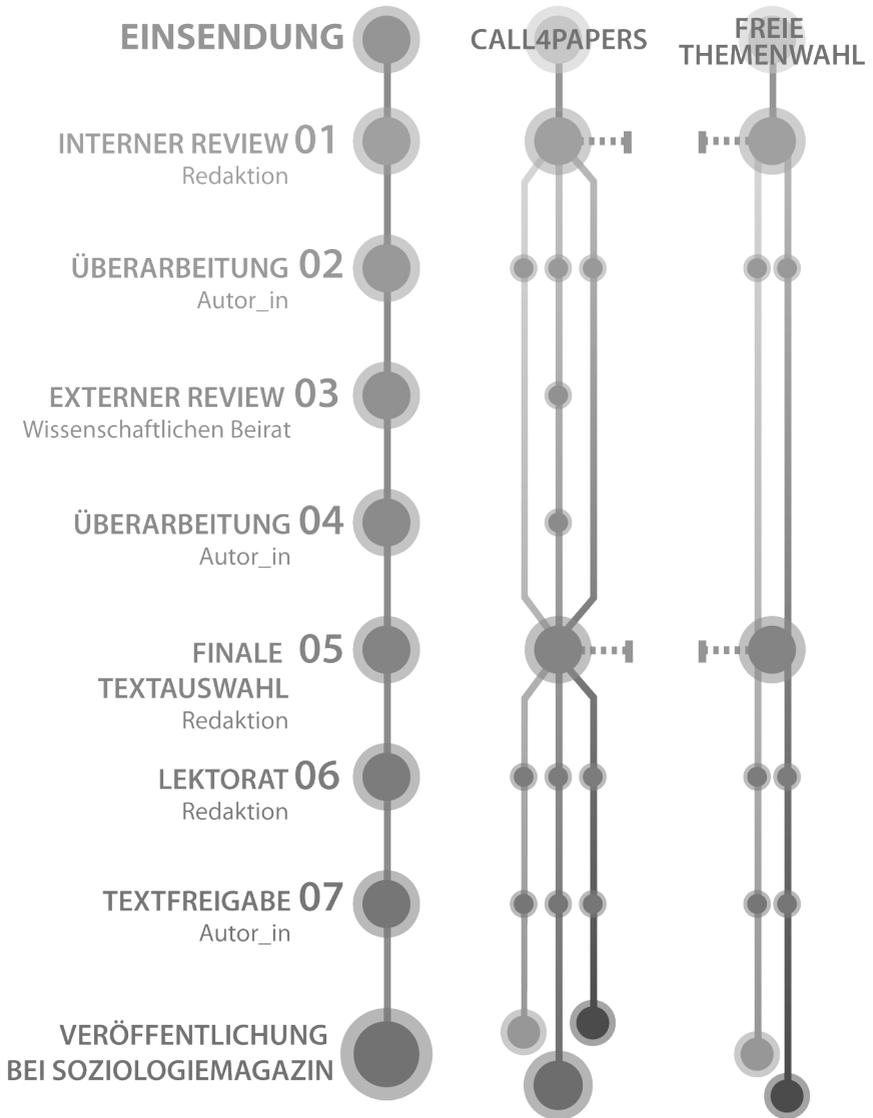
Um auch bei dem externen Review eine **unabhängige Bewertung sicherzustellen**, senden wir die Beiträge den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ebenfalls **anonymisiert** zu. Ein Text wird dabei von mehreren Gutachtern gegengelesen. Hierfür arbeiten wir mit einer speziellen Methode im Gutachterverfahren wissenschaftlicher Texte: dem Blindgutachten. Dabei bleibt sowohl für die Einreichenden unbekannt, wer ihre Beitrag begutachtet, als auch umgekehrt den Gutachter_innen, wessen Artikel sie bewerten. Auf diese Weise stellen wir eine Renommee-unabhängige und anonyme

Bewertung der Einsendungen sicher.

Auch der Beirat arbeitet mit jenem Bewertungsleitfaden, den wir innerhalb der Redaktion nutzen. Die Verwendung des Leitfadens stellt sicher, dass die Gutachterinnen und Gutachter **einheitliche Kriterien zur Bewertung** heranziehen und somit eine Vergleichbarkeit der Ergebnisse ermöglicht wird.

An den externen Review schließt sich ein weiteres Redaktionstreffen an, bei dem wir die Resümees des Beirats besprechen und endgültig über die Annahme, Zuordnung und Ablehnung von Manuskripten entscheiden. Daraufhin erhalten die Autor_innen die Möglichkeit, auch die Vorschläge des Beirates umzusetzen und dadurch ihren Beitrag weiter zu verbessern, bevor ihre Texte ebenfalls in das Lektorat gehen.

Der Peer Review ist ein langer Arbeitsprozess und sowohl die Autor_innen als auch wir als Redaktion stecken viel Zeit und Arbeit in jedes Manuskript, bis dieses bereit für eine Veröffentlichung ist. Getreu unserem Motto „Publizieren statt archivieren.“ erhalten die Nachwuchswissenschaftler_innen bei uns die Möglichkeit der Veröffentlichung eines wissenschaftlichen Artikels. Zusätzlich bekommen sie Feedback zu ihrem Schreibstil und ihrer Forschung sowie Einblicke in den Prozess des wissenschaftlichen Publizierens.



Publizieren statt archivieren!

SCHWERPUNKT und PERSPEKTIVEN
eJournal und Print-Magazin



BLOG
www.sozialogiemagazin.de

Abb.: Anett Ring

Das Redaktionsteam

106



Nadja Boufeljah, 24, studiert Erziehungswissenschaften (M.A.) an der Goethe-Universität Frankfurt am Main; Aufgaben im Verein: Öffentlichkeitsarbeit, Social Media und Anzeigenbetreuung
nadja.boufeljah@soziologiemagazin.de



Beatrice Grossmann, 23, studiert Anglistik (M.A.) an der Universität Leipzig; Interessen: Neue englischsprachige Literatur, Gender Studies; Aufgaben im Verein: Lektorat, Gutachterkoordination
beatrice.grossmann@soziologiemagazin.de



Eva-Maria Bub, 28, M.A. Soziologie, promoviert an der Goethe-Universität Frankfurt am Main im Bereich Emotionssoziologie; Interessen: qualitative Sozialforschung, Kulturtheorie; Aufgaben im Verein: Redaktions- und Heftkoordination, allgemeine Redaktionsarbeit
eva-maria.bub@soziologiemagazin.de



Lydia Jäger, 20, studiert „Integrative Sozialwissenschaft“ an der Technischen Universität Kaiserslautern; Interessen: Gender, Politik & Wirtschaft, Wandel der Gesellschaft, Einfluss der Gesellschaft auf das Individuum, Psychologie; Aufgaben im Verein: Redaktionelle Beiträge für Blog und Magazin
lydia.jaeger@soziologiemagazin.de



Frederic Gordon, 19, studiert Soziologie und Politikwissenschaft in Mainz; Interessen: Soziale Ungleichheit, Gender Studies, Bildungs-, Wissens- und Kulturosoziologie; Aufgaben im Verein: Lektorat, Redaktionelle Beiträge
frederic.gordon@soziologiemagazin.de



Tatiana Huppertz, 25, studiert Soziologie und English Studies (M.A.) an der RWTH Aachen University; Interessen: Gender Studies, Familiensoziologie, Systemtheorie; Aufgaben im Verein: Öffentlichkeitsarbeit, Autor_innenbetreuung
tatiana.huppertz@soziologiemagazin.de



Nadine Jenke, 26, M.A., hat Zeitgeschichte an der Universität Potsdam studiert; Interessen: Mediensoziologie, Erinnerungskulturen, gesellschaftlicher Umgang mit Rechtsextremismus; Aufgaben im Verein: Heft-, Redaktions- und Lektoratskoordination
nadine.jenke@soziologiemagazin.de



Maik Krüger, 33, M.A., studierte Soziologie, Politikwissenschaften und Psychologie an den Universitäten Rostock, Linz und Tübingen; Aufgaben im Verein: Vorstand, Finanzen, Youtube, Adhoc-Gruppe DGS-Kongress Trier
maik.krueger@soziologiemagazin.de



Sarah Kaschuba, 24, studiert Militärgeschichte und -soziologie (M.A.) an der Universität Potsdam. Interessen: Friedens- und Konfliktforschung, Gruppenverhalten; Aufgaben im Verein: Lektorat, Öffentlichkeitsarbeit, Mitgliederbetreuung
sarah.kaschuba@soziologiemagazin.de



Simon Lenhart, 19, studiert Sozialwissenschaften (Politikwissenschaft, Soziologie, Vwl) an der Uni Köln; Interessen: Politische/Soziologische Theorie, Vergleichende Politikwissenschaften, sozialer Wandel, soziale Ungleichheit; Aufgaben im Verein: Lektorat, Redaktionelle Beiträge, Anzeigenbetreuung
simon.lehnhart@soziologiemagazin.de



Nicole Kleindienst, 24, Studium der Soziologie an der TU Dresden; Interessen: Kultur- und Wissenssoziologie; Aufgaben im Verein: Redaktionelle Beiträge, Social Media, Öffentlichkeitsarbeit
nicole.kleindienst@soziologiemagazin.de



Anja Liebig, 27, studiert Soziologie (M.A.) an der Universität Potsdam; Interessen: Qualitative Sozialforschung, organisations- und geschlechtersoziologische Theorien; Aufgaben im Verein: Social Media, Blog
anja.liebig@soziologiemagazin.de



Benjamin Köhler, 30, ist Soziologe und studiert Geschichte (M.A.) in Frankfurt/Oder; Interessen: Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Wissenssoziologie; Aufgaben im Verein: Vorstand, Redaktionsorganisation, Öffentlichkeitsarbeit, Blog
benjamin.koehler@soziologiemagazin.de



Claas Pollmanns, 28, studiert Soziologie (M.A.) an der Universität Leipzig; Interessen: Arbeits- und Industriesoziologie, Umwelt- und Stadtsoziologie sowie Modernisierungs- und Globalisierungsdiskurse; Aufgaben im Verein: allgemeine Redaktionskoordination
claas.pollmanns@soziologiemagazin.de



Saskia Reise, 25, studiert Angewandte Medienwissenschaft und Medienwirtschaft (B.A) an der Technischen Universität Ilmenau; Interessen: Medienpsychologie; Aufgaben im Verein: Konzeption, Grafik, Satz und Bildredaktion
saskia.reise@soziologiemagazin.de



Markus Rudolphi, 25, studiert Soziologie (M.A.) an der Universität Frankfurt/Main; Interessen: Raum- /Zeitsoziologie, Globalisierung, qualitative Forschung und Wissenschaftstheorie; Aufgaben im Verein: allgemeine Redaktionsarbeit
markus.rudolphi@soziologiemagazin.de



Anett Ring, 30, Freie Fachjournalistin und wissenschaftliche Autorin (DFJV); www.stadtsatz.de; Aufgaben im Verein: Heft- und Redaktionskoordination, Redaktionelle Beiträge, Technik
anett.ring@soziologiemagazin.de



Kira Rutkowski, 24, studiert Soziologie und Politikwissenschaft in Johannes-Gutenberg-Universität Mainz; Interessen: Bildungssoziologie; Aufgaben im Verein: Redaktion, Videobearbeitung
kira.rutkowski@soziologiemagazin.de

DANKSAGUNG

Vielen Dank! Ein besonderer Dank gilt in diesem Jahr der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, die uns mit einem großzügigen Zuschuss zum Erwerb einer Kameraausstattung förderte. Für die Heftentstehung danken wir dem Wissenschaftlichen Beirat, der uns bei der Sicherung der wissenschaftlichen Qualität im Peer Review tatkräftig unterstützt.

Zudem geht unser Dank an das Institut für Soziologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg sowie an René Behnk, Florian Biedermann, Alexander Hellner, Birger Hoyer, Mandy Hyna, Sven Peters, Pascal Schien und Simon Schulz für ihren Support.

Allen, die dieses Projekt in den letzten sieben Jahren in vielfältigster Weise gefördert haben, danken wir herzlichst. Ohne euch/Sie würde es diese inzwischen 10. Ausgabe des Soziologiemagazins nicht geben!